(Leo XIII. über Renan.) Das seit kurzem in Paris erscheinende Blatt „Le Journal", das zur Unterstützung der republikfreundlichen Politik des Papstes gegründet worden ist, hat sich aus Rom folgendes berichten lassen: „Es war an einem Sonntag Abend, als der Geheimkämmerer Msgr. C. dem Papste die Nachricht vom Tode Renans mitteilte. Der Papst, der gerade im Begriffe war, zu Bette zu gehen, blieb einen Augenblick ruhig; dann fragte er: „Und wie ist er gestorben?" — „Ohne Reue und ohne Buße", war die Antwort. Leo XIII. überlegte eine Weile, dann sagte er mit Milde: „Um so besser!" Hierauf legte er sich zu Bette. Tags darauf wagte der Geheimkämmerer dem Papste sein Erstaunen über dessen letzte Aeußerung auszudrücken, worauf der Papst sagte: „Ich denke nur an die Seele, die dahingegangen ist, und welche vor Gott erscheinen wird, um Rechenschaft abzulegen. Es giebt nur ein Wort, welches uns in dieser Stunde Hoffnung geben kann, aber es ist der Geist des Evangeliums selbst. Es ist das Wort, welches für Menschen von gutem Willen gesagt wurde. Renan hat durch sein Ende bewiesen, daß sein Zweifel ein ernster war. Nach diesem Ernste wird er beurteilt, und wenn er ein vollständiger war, kann er ihm zur Absolution verhelfen. Ein solcher Tod wird das Uebel noch größer machen, welches dieser Mann während seines Lebens verursacht hat. Und wenn das Wort über die gutwilligen Menschen zu seinen gunsten ausgelegt werden kann, so verdammt ihn ein anderes: Wehe Jenen, durch die Aergernis kommt!" Später kam der Papst noch einmal auf das Thema zurück und sagte zu dem Geheimkämmerer: „Dieser Mann hat der Kirche mehr Gutes als Böses gethan. Er hat unsere Theologen aus der Trägheit gezogen, in die sie verfallen waren. Er hat den Zweifeln des modernen Gedankens Ausdruck verliehen. Er hat uns die geordnete Schlachtlinie gezeigt; er hat uns unvorbereitet überrascht. Solche Dinge können nicht ohne den Willen Gottes geschehen, und ohne Zweifel wird der Allerhöchste Nachsicht für Jenen haben, der sein Werkzeug, die Peitsche seines Zornes war." Sind diese Aeußerungen des Papstes authentisch, so beweisen sie zunächst eine merkwürdige Unbefangenheit des Urteils Leos über einen gefährlichen Gegner, sie beweisen aber noch mehr. Wenn sogar Renan, nach dem päpstlichen Ausspruche, selig werden kann, weil er guten Willen hatte, weil sein Zweifel ein ernster war und weil er aufrichtig nach Wahrheit und Besserung strebte, so liegt darin das Zugeständnis, daß wie überhaupt so auch in der Religion die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit die Hauptsache sei, neben der alles übrige zu Nebensächlichkeiten zusammenschrumpfe. Es ist dies die Religion des Geistes und der Wahrheit, die von allen Erleuchteten bekannt wird, gegenüber der Religion des toten Buchstabens und der gleißnerischen Aeußerlichkeiten, die von den offiziellen Kirchen gepflegt wird. Es ist interessant, daß das gegenwärtige Haupt der katholischen Christenheit, wenn auch nur in einem unbewachten, aber jedenfalls tief erregten Augenblicke, sich zu dieser idealen Religion bekannt hat."

Rhein. Kur. 4/11 92. 307 Ab.

Ueber Renan's Leben Jesu.

Ein Bericht

von

Paulus Cassel,
Professor und Licentiat der Theologie.

Berlin.
Verlag von H. R. Fahlisch.
1864.

Herrn Landrath von Kröcher

in herzlicher Erinnerung

an die schönen Sommertage

in Vinzelberg.

Vorwort.

Der vorliegende Bericht über das „Leben Jesu" von Ernst Renan ist am 6. October in der Gnadauer Pastoral-Conferenz im Auszuge mitgetheilt worden und wird auf den besonderen Wunsch von Freunden publicirt. Die Ausgabe wäre schon früher möglich gewesen, hätte nicht ein Freund, der die Handschrift einsehen wollte, dieselbe allzulange zurückgehalten.

Der Bericht war namentlich dadurch veranlaßt, daß die Frage an mich kam, in weit die Nachricht begründet sei, welche buchhändlerische Annoncen und Zeitungscorrespondenzen lang voraus verkündet haben — daß der Verfasser des „Lebens Jesu" die talmudischen Quellen des nachbiblischen Judenthums in bisher unerhörter Weise wissenschaftlich aufzuschließen im Stande gewesen sei.

Die Untersuchung davon führte zu einer genauen Lektüre des Buches, deren Resultat allerdings kein erfreuliches war. Es ergab sich bald, daß von einer eigentlichen Widerlegung desselben gar keine Rede sein könne. Denn es fand sich gar keine wissenschaftliche Forschung vor. Das Buch bestand aus längst geäußerten, aber nicht einmal correkt wiedergegebenen Sätzen deutscher Evangelienkritik*) und der Verfasser

*) Daß dieses die Ansicht aller theologischen Richtungen ist, bedarf es kaum des Hinweises auf die Recension in der Augsburger Allg. Ztg. Nr. 258 Beilage, vergl. besonders p. 4278. Die Schrift von P. van Osterzee ist mir noch nicht zur Hand gewesen.

bewies sich nicht auf der Höhe der jetzigen Wissenschaft. Eine Widerlegung hätte sein Buch ganz außer Acht lassen und sich an Schriften von Strauß und Anderen halten müssen, wozu jetzt keine Veranlassung war.

Und doch hat das Buch eine nicht geringe Bedeutung. Nur muß man sie nicht, wozu wir in Deutschland noch immer Neigung haben, im wissenschaftlichen Resultat, sondern in den Absichten suchen, die den Verfasser erfüllten. Es ist eine der Signaturen unserer Zeit, die größten Fragen des Lebens zu den Massen auf den Markt tragen zu sehen. Und zwar meistens nicht, um sie zu belehren und zu läutern, sondern nur, um ihre laute Stimme zu gewinnen. Wodurch anders, erzählt schon Rabelais, hatte Pantagruel die erfahrenen und gelehrten Leute beim Disputiren zum Schweigen gebracht, als durch schreckliches Geschrei und Dränen. Es ist ohnedem so leicht, die Massen, denen so vieles neu ist, mit Formeln entliehener Wissenschaft zu blenden. Zuweilen sind sie noch überrascht, was man ihnen alles zu beurtheilen zutraut; — schnell aber finden sie sich darein und urtheilen, wie sie können. Kluge Leute, die dies wissen und brauchen — sei es aus Ehrgeiz oder pour corriger la fortune — sprechen bald wie Sicinius beim Shakespeare: „Dies soll ihr Wille scheinen, was unsre Absicht war."

Renan hat es vorgezogen seine Theologie aus den Kreisen der Gelehrten zurückzuziehen und auf den Markt zu bringen. Dort gelten Künste und Absichten, die er zu brauchen scheint. Dort ist er sicher vor Conflikten mit der „pedantischen" Gelehrsamkeit. Dort unterstützt ihn nicht blos Industrie und einverstandene Spekulation, sondern auch, was mehr zu beklagen ist, der naive Wissensdurst des Laien, der vermeintliche Enthüllungen sucht, welche, wie er sich leicht einbildet, sonst ihm vorenthalten seien. Nicht mehr theologische Blätter, sondern die Organe der Menge posaunen aus, was sie zu lesen und zu beurtheilen weder Zeit noch Kraft oder Lust haben. Und, sagt Göthe, wer sich auf's Geld versteht, versteht sich auf die Zeit.

Es ist noch nicht oft genug die Frage bewegt worden, in welcher Weise solchen literarischen Ereignissen zu begegnen sei. Ihren Einfluß zu bestreiten, wäre Blindheit. Um dessentwillen in Klagen auszubrechen, Schwäche. Die Seile Gottes, welche Stärkere wie Renan nicht zerrissen haben — halten ewiglich. (Psalm 2, 3.). Eine eigentliche Widerlegung ist, wie schon gesagt, in diesem Fall unstatthaft. Es steht uns nicht an, die katholische Kirche Frankreichs über den Bann, den sie dagegen ausspricht, zu tadeln. Wenn die Zeitgenossen gerecht sind, werden sie zugeben, daß es strengere Bannbullen, als die Parteien in unseren Tagen erlassen, nie gegeben hat. Aber nicht einmal die Frage nach dem Erfolg solcher Maßregeln berührt dem Renan'schen Buche gegenüber unsere deutschen Verhältnisse. Von einem Unterdrücken solcher Bücher kommt ebenso wenig Heil als vom Todtschweigen.

So bleibt nichts übrig, um der Liebe gegen unser Volk genug zu thun, als zu berichten, und zwar darüber, was dem Verfasser das Wichtigste war, über seine Absichten. Die Untersuchung war nöthig, um diese „Absichten" bloß zu legen und den falschen Schein seines Glanzes zu entkleiden. Noch immer hat unser Volk den alten und rechten Respekt vor wissenschaftlichem Ernst und gelehrter Ehrlichkeit. Der ganze Einfluß, mit dem Renan agirt, ist der Schein einer ungemeinen Wissenschaftlichkeit. Der folgende Bericht*) versucht nachzuweisen, was davon zu halten ist. Dazu namentlich ist er geschrieben. Daraus wird sich ergeben, in wie weit deutsche Christen es gestatten sollen, von diesem Buche sich anfechten zu lassen.

Es wird zuerst versucht die Tendenz des „Lebens Jesu" in Kürze anzudeuten. Dann wird in etwas mehr auf das Verhältniß Renan's zu seinen Quellen mit besonderer Beziehung

---

*) Die Stellen aus dem Buche von Renan sind nach der ersten Ausgabe der deutschen Uebersetzung citirt, die der Verleger dieses Berichtes hat ausgehen lassen. Wo das französische Original erwähnt ist, wurde nach den Capiteln citirt.

auf die jüdisch-nachbiblischen eingegangen. Was hier geurtheilt werden mußte, gilt durchgängig für das ganze Buch, auch da, wo es nicht ausdrücklich gesagt wird und wo einige positive Verbesserungen den Schein erwecken könnten, als hielte man die Behauptungen Renan's für original.

Der Berichterstatter hat, wie vielleicht fremden Kreisen gegenüber nöthig ist, zu sagen, keine persönlichen Gründe, um so zu berichten, wie er that.

Doch giebt er zu, daß Wahrheit zu reden und Liebe zu üben eine Pflicht ist, für die jeder persönlich Namen und Leben einzusetzen berufen ist.

Allerdings ist er dafür entflammt, dem Geiste die Wege der evangelischen Freiheit zu öffnen und bahnen. „Allein sehet zu, (erinnert er an des Apostels Wort), daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebet, sondern durch die Liebe diene Einer dem Andern."

Berlin, 9. November 1863.

Paulus Cassel.

I.

1. Für eine deutsche geistliche Conferenz ist das „Leben Jesu" von Renan nicht geschrieben worden. Auf den Kreisen, aus denen es kommt, ruht der Frieden von Gnadau nicht. — Es ist kein deutsches Buch, was nicht blos von der Sprachform zu verstehen ist, und setzt deutsche Verhältnisse nicht voraus. Es ist ein französisches Buch des heutigen Paris, und daher trotz seines Titels weniger theologisch als publicistisch. Es ist ein großes Feuilleton, welches auf den Grundsätzen von 1789 basirt ist. Nur ist es seinem Inhalte nach nicht gegen die weltliche Macht, sondern gegen die Kirche gerichtet. Die geschickte Anlage der Arbeit wird in vollem Ernste erst dann begriffen, wenn man sie nicht vom Standpunkte einer theologischen Forschung, sondern eines socialen Pamphlets ansieht. Man lasse sich nicht verführen, dem Verfasser buchstäblich zu glauben, als habe er darin eine Skizze niedergelegt, die er flüchtig im Libanon, in einer maronitischen Hütte entworfen und später berichtigt habe; das Buch legt deutlicher, als dies Zeitungsartikel thun könnten, ein großes Stück des socialen Parteikampfes im heutigen Frankreich offen dar. Es ist eine große und wohl durchdachte Demonstration, die sich unter vorsichtigen Wendungen und wohlvertheilten Sen-

tenzen zum Theil im schmeichelhaften Appell an die regierende Macht wendet, um den Krieg der Ideen von 1789 noch unverhüllter gegen die Kirche führen zu können. Schon die Sprache läßt das erkennen. Ein Hauptstichwort des Buches ist „Revolution", revolutionär und einer seiner besonderen Zwecke der Nachweis, daß der Vorwurf, den die Kirche und ihre Stimmführer in Frankreich Renan und Genossen machen, daß die Feinde der Kirche auch die revolutionären Gegner der Dynastie seien, falsch sei. Das Buch vom „Leben Jesu" ist daher so angelegt, daß Jesus von der Kirche getrennt wird, und zwar Jesus als der Revolutionär, die Kirche als die pharisäische Partei der Ordnung, Napoleon zum Theil als der verbesserte Herodes oder Pilatus erscheinen. Daher heißt es schon bald zu Anfang (pag. 90), „daß, nimmt man die französische Revolution aus, kein historisches Medium so geeignet ist, wie das, in welchem sich Jesus bildete, jene verborgenen Kräfte zu entwickeln, welche die Menschheit gleichsam in Reserve hält und welche sie nur in den Tagen des Fiebers und der Gefahr zeigt." In Galiläa gährte, als Jesus auftrat, „die Revolution d. ist der Messianismus in allen Köpfen." (pag. 103.) Die „Idee" oder wie es an anderer Stelle heißt „das Programm Jesu" war die revolutionärste, die je einem Hirn entsprossen ist (pag. 160), und als er später nach Galiläa zurückkehrte, „war er in völliger revolutionärer Gluth;" (pag. 263.) er heißt auch sonst der „junge Demokrat" (pag. 253) oder „Anarchist." Das, was also die conservative Kirche den Gesinnungsgenossen Renan's vorwirft, das wird hier von Jesus ausgesagt, auf welchen sich doch die Kirche gründet. Während aber, so führt der Verfasser weiter aus, die Conservativen und Kirchlichen auf den Streit nicht verzichten, Macht suchen, an den politischen Kämpfen sich betheiligen und den Revolutionären das Feld nicht kampflos überlassen,

wird von Jesus ausgesagt, er sei zwar ein „Revolutionär im höchsten Grade" (pag. 248), aber ein transcendenter gewesen (pag. 153); was ihn von den Agitatoren aller Zeiten unterscheidet, sei sein Idealismus (pag. 161). Er hatte „keine Idee von Politik" (p. 16). Er hat auf sie verzichtet (p. 155). Er gründete „die große Theorie der transcendenten Verachtung." „Jesus, heißt es, ist derjenige Mensch gewesen, der den stärksten Glauben an die Wirklichkeit des Ideals hatte." (p. 301.)

2. Als solcher war nun Jesus, wie nie ein Anderer, „Feind der Formen, welche die Religion ersticken, unter dem Vorwande sie zu schützen" (p. 127). Von jeher besaß er eine Abneigung „gegen die offiziellen Repräsentanten des Judenthums" (p. 109). „Offiziell" ist der besondere Ausdruck, in welchem der Verfasser altes und neues Kirchenwesen zusammenfaßt." „Jesu Traum ist die Umwälzung, wo alles Offizielle in dieser Welt gedemüthigt wird" (p. 162. 63.) „Die Kämpfe Jesu mit der offiziellen Heuchelei hörten nicht auf" (p. 339). Erst in der Mitte des Buches läßt Renan deutlich hervortreten, daß er Pharisäer nennt und die Römische Kirche meint. Die Substituirung geschieht so leise und geschickt, daß sie zu „verletzender" Anklage keine Gelegenheit geben kann. „Der jüdische Schriftgelehrte, meint er, hatte gegen griechische Bildung dieselbe Geringschätzung, welche der alte katholische Geistliche gegen das Wissen der Weltleute hatte" (p. 237). „Ebenso wie sich die Neukatholiken unserer Tage beständig vom Evangelium entfernen, so entfernten sich auch die Pharisäer mit jedem Schritte von der Bibel" (p. 339). Man würde sich nicht erklären können, weshalb Renan so viele auch unbewiesene Schmähungen auf die alten Juden, die Synagoge und die Pharisäer häuft, wenn man nicht eben damit moderne Tendenzen verbunden sähe. „Denn Jesus

zerschmettert die offiziellen Klassen, die hinter riesenhaften Massen ihre Heuchelei und Eitelkeit verstecken" (p. 362). Je näher Renan dem Tode Jesu kommt, desto offener wird er. „Die abscheuliche Folgerung, es sei besser, daß ein Mensch sterbe, als daß ein ganzes Volk zu Grunde gehe, haben alle conservativen Parteien von Anfang der menschlichen Gesellschaft an gemacht. Die Partei der Ordnung, ich nehme das Wort in seinem engen und kleinlichen Sinne, ist immer dieselbe gewesen." (p. 369.)

3. Es ist nicht paradox zu sagen, daß aus einem solchen Buche die eigenthümliche Bedeutung Napoleons für Frankreich und die französische Gesellschaft besser zu erkennen ist, wie aus sogenannten Leitartikeln der dortigen Presse. Es ist ein Symptom der Macht des Kaisers, welche er besitzt, freilich nicht blos durch eine wohlorganisirte und wohlbelohnte Armee, sondern mehr noch durch den Schrecken, den sein Feind und eventueller Nachfolger, die Revolution einflößt. Napoleon bedeutet nicht blos einen Namen oder eine Person, er ist das Princip der modernen Nothwendigkeit für den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft. Der französische politisch revolutionäre Schriftsteller hat weder eine ruhige Statt noch ein geneigtes Ohr, namentlich nicht auf den Brettern der Börse „die die Welt bedeuten." Um dieser Macht willen, welche die Regierung in Frankreich hat, sucht die stille Revolution, die sich mit der wohlhabenden Gesellschaft vertragen und weder die Ruhe noch die Course zu stören scheinen möchte, einen andern Gegner, die Kirche. Sie glaubt sich hier dem regierenden Cäsar, der auf den Grundsätzen von 1789 basirt, näher gerückt. Sie versucht sich ihm gegen die etwa unbequeme Autorität der Kirche anzubieten. Renan und seine Zunftgenossen können die Mißgunst der starken Regierung für ihre Wirksamkeit nicht ertragen, daher versäumen sie nicht, gouver-

nemental und kirchlich zu trennen und sogar ihren Krieg gegen die Kirche als einen Vortheil der politischen Bewegung darzustellen. Mit Nachdruck wird daher dauernd wiederholt, daß der sogenannte Idealismus, den Renan „Jesus" nennt, keine Politik mache, und auf jeden factischen Widerstand gegen die Obrigkeit Verzicht leiste, „selbst im letzten Augenblick dachte er nicht daran, namentlich da er wußte, daß „furchtsame Provinziale der bewaffneten Macht der großen Gewalten nicht Stand halten würden." (p. 155 &c. 386.) Es wird daher hervorgehoben, das das Wort Jesu „Gebet den Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist," von vollendetem Spiritualismus und wunderbarer Richtigkeit sei, welches die Trennung des Zeitlichen und Weltlichen begründete und den Grund des wahren Liberalismus und der wahren Civilsation gelegt hat." (p. 354.) Schon an einer früheren Stelle wird dies mehrfach ausgeführt. Dadurch, daß das, was Renan Christenthum nennt, „ein der Politik fremdes Gebiet geschaffen," hat es freilich viel beigetragen, „die Welt der unbedingten Gewalt der vollendeten Thatsachen" zu übergeben; aber die Freiheit des Geistes wiege dieses „Unrecht" wieder auf. (p. 158.) Renan nimmt dabei Gelegenheit zu erklären, daß er die Theorien der „strengen Republikaner," welche Andern nicht verzeihen, daß sie etwas über ihre Privatstreitigkeiten stellen, nicht theile." Freilich tadeln solche diejenigen, „welche die politischen Fragen den socialen unterordnen." Aber „welchen Fortschritt hat die allgemeine Sittlichkeit durch die politischen Fragen gemacht!" „Wenn Jesus, sagt Renan, statt sein Reich zu gründen, in Rom gegen Tiberius conspirirt oder Germanicus betrauert hätte, was würde aus der Welt geworden sein!" (p. 158.)

Ich möchte nicht, daß man diese merkwürdigen Sätze schnell vorüberlasse. Sie sind das Symptom einer Theorie,

die in neuerer Zeit wieder größeren Aufschwung nimmt. Sie verwirft die Methode der bisherigen politischen Revolution. Aus einer Erfahrung, die besonders in Frankreich gemacht werden konnte, verschmäht sie die Gewalt und die sichtbaren Krisen der Verschwörung. Sie wäre nicht dagegen, wenn sie nicht wüßte, daß gerade wegen Brutus und Cassius Tiberius Alleinherrscher in Rom sein konnte. Sie wendet sich deshalb zu der stillen Manier der socialen Conspiration, deren Gift langsamer aber sicherer wirkt. Bei dieser Arbeit hat sie die weltliche Macht nicht zu fürchten und nur die Kirche gegen sich. Um der Revolution alle Schrecken zu nehmen, nennt man sie Christenthum. Zu ihrem Lehrer nimmt Renan den sanften Jesus, der niemals den Römischen Schergen Widerstand leistete. Ich weiß nicht, ob diese Ansicht schon viele Anhänger in Frankreich hat, aber ihre Gefahr wächst durch die Bequemlichkeit, die sie darbietet. Denn sie schmeichelt sich nicht blos bei den Arbeitern ein, sondern findet Freunde auch da, wo man zwar vom Altar, aber nicht von der Börse sich trennen will.[1])

Er giebt zwar zu, „daß die Römer dem jüdischen Gesetze eine Art offizieller Unterstützung angedeihen lassen müssen" (p. 394) und „daß der Fanatismus alle Gewalten zwingt, mit ihm zu unterhandeln" (p. 399), aber darum darf man ihm ihre Gegner nicht völlig übergeben, „denn, sagt er, die religiösen conservativen Parteien beben vor der Verleumdung nicht zurück" (p. 397). (Wir werden wohl nicht zu ihnen gezählt werden, weil wir nicht anklagen, sondern berichten.) Pilatus diente den Pharisäern nicht gern, denn er wußte, daß wenn

[1]) Sehr bezeichnend ist, was er von dem Verhältniß Jesu zu Juda von Gamala bemerkt. Das war der Mann einer politischen Bewegung und er unterlag. „Le sage Jesus éloigné de toute sedition profita de la faute de son devancier et rêva un autre royaume et une autre delivrance." ch. 4. (p. 103.)

der religiöse Fanatismus von den bürgerlichen Regierungen eine Gewaltthätigkeit erlangt hat, er ihnen zu allererst die Verantwortlichkeit auflades, wo nicht sie anklagt." (ibid.) Pilatus wußte „daß er von den Pharisäern nicht geliebt war, obschon er ein guter Verwalter war." „Er hat Schwierigkeiten mit rauher Hand durchhauen, aber im Grunde scheint er Recht gehabt zu haben." (p. 396.) „In seinen besten Plänen für das Wohl des Landes und in Bezug auf öffentliche Arbeiten waren sie ihm entgegen getreten." (ibid.) Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß früher (p. 82) auch Jesus „dieser Luxus auf Bestellung, die administrative und offizielle Kunst mißfielen."

Jedenfalls waren die Machthaber in Judäa, wie Renan meint, weder Herodes noch Pilatus, keine Executoren polizeilicher Maßregeln. Man bemerkt nicht, sagt er (p. 103) „daß Jesus ein einziges Mal auf seiner herumziehenden Bahn von der Polizei belästigt worden sei." Es ist bekannt, daß Renan schon mehrfach wegen seiner Lehrthätigkeit in Conflikte gerathen ist. Er ruft aus (p. 336), „Keine Revolution geht ohne eine gewisse Härte vor sich. Freuen wir uns daher, daß Jesus kein Gesetz im Wege gestanden, welches die Beleidigung einer Klasse von Staatsangehörigen bestrafte. In diesem Falle wären die Pharisäer unverletzlich gewesen." Befreit man den Satz von den subjectiven Gründen des Schreibers, darf man wohl zugeben, was weiter unten (p. 437) gesagt ist, daß „unsere einer kleinlichen Polizeiwirthschaft unterliegende Welt uns keine Vorstellung von dem Werth eines Menschen in jener Zeit geben kann." Der Pariser spricht ferner: „Unsere kleinen Präventivplackereien (die für geistige Dinge mörderischer als der Tod sind), bestanden nicht. Jesus konnte drei Jahre ein Leben führen, welches ihn in unseren

Gesellschaften zwanzig Mal vor die Polizeigerichte geführt hätte." (p. 443.)

Warum denn auch nicht einige Opposition dulden, da doch, wie Renan (p. 93) sagt, „die Opposition immer den Ruhm eines Landes bildet." Herodes Antipas belästigte ihn nicht, „obwohl Jesus sich zuweilen sehr strenge über ihn äußerte" (p. 333). Uebrigens meint er, habe Jesus stets nur gegen die Heiden geredet (p. 253). Was ihm an ihnen aufgefallen, sei „nicht ihr Götzendienst, sondern ihr Knechtssinn gewesen." Wenn er aber dabei Matth. 20. 25. (Marc. 10. 42. Luc. 22. 25) citirt, wo es heißt, „Er sprach, Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt," so hat die Exegese des Satzes allerdings etwas Umstürzendes. Jedenfalls darf ein weltlicher Fürst sich derselben sehr verwundern, namentlich wenn Renan dazu setzt, wozu keine Stelle citirt wird, „Jesus fühlte sich im höchsten Grade verletzt durch die Ehrenbezeugungen womit man die Herrscher umgab und durch die oft lügenhaften Beinamen, die ihnen gegeben wurden. (p. 254). Freilich ist es hart, wenn man von Ludwig XIV. (p. 327) gesagt liest, „der eigenmächtigste, stolzeste, härteste, der Erde ergebenste von allen Menschen mußte Priester finden, welche ihm dem Evangelium zum Trotze einredeten, daß er ein Christ sei." Dem gegenüber muß es ein Lob sein, wenn es von dem „großen Herodes" heißt, (p. 98): „Er hinterließ unvergängliche Erinnerungen, Denkmäler, welche die böswilligste Nachwelt zwingen sollten, seinen Namen dem Salomo's beizugesellen, nichtsdestoweniger aber ein unvollendetes, unmöglich fortzusetzendes Werk. Dieser schlaue Idumäer mit seinem weltlichen Ehrgeize, der in ein Labyrinth von religiösen Kämpfen verwickelt wurde, hatte inmitten fanatischer Leidenschaften den

Vortheil, welchen Kaltblütigkeit und Verstand verleihen." Nach dem Vorhergesagten wird es nicht nöthig sein, daß diese Charakteristik auf den historischen Herodes ganz passend erscheine."

II.

1. Renan hat auch hierin uralte Vorgänger. Als, wie das Buch der Chronik erzählt, Jehojada der Priester und Vormund des Königs Joas gestorben war, gab es unter den Großen des Landes solche, die von der Wahrheit abfielen; sie beteten, heißt es, den König an und verließen das Haus Gottes und der König folgte ihnen. — Tindal, der englische Naturalist, war ein wohl belohnter Schriftsteller für die Rechte sowohl Jakob II. wie der Königin Anna, ehe er das Christenthum angriff. Im achtzehnten Jahrhundert, sagt ein revolutionärer Schriftsteller, „konnte man die Herrschaft der Priester nicht erschüttern, wenn man ihre Sache nicht von der Sache der Könige trennte[2])," was namentlich Neigung und Ueberzeugung Voltaire's gewesen ist. Er schreibt an D'Alembert, daß die Sache der Könige auch die der Philosophen sei. Als der Dauphin krank war, äußert er sich „Alle Bullen der Welt wiegen die Brust und die Lunge des einzigen Sohnes des Königs von Frankreich nicht auf." In einer Lobrede auf Ludwig XV. nannte er ihn einen Trajan, und indem er von Katharina II. von Rußland spricht, ruft er aus „Ich bin ein Kathariner (catherin) und werde als Kathariner sterben." Man fabelt in französischen Blättern, daß Renan seinen Abfall durch das Studium deutscher Philosophie vorbereitet habe. Zu dieser Vermuthung

---

[2]) Vgl. Louis Blanc Gesch. der franz. Revolution. Deutsch. Berlin 1847. 1. p. 328 ꝛc.

giebt sein Leben Jesu durchaus keine Veranlassung. Er ist vielmehr ein Schüler Voltaire's, der auch wie dieser dem regierenden Herren mehr als einmal vorstellt „daß die Philosophen von den Königen nur Ruhe verlangen, während die Theologen herrschen wollen." Aber diese Herren, welche sich Philosophen nennen, wollen diese Ruhe nicht zu müßigen Spekulationen, sondern zu erfolgreicher Thätigkeit. Sie schließen sich auch nicht, wie Voltaire hinreichend beweist, in nationalen Grenzen ein. Vor mehr als hundert Jahren schrieb Dr. Börner, Professor in Leipzig, daß der Streit, der in England gegen die Bibel begonnen, bei weitem nicht blos die Engländer anginge. —

Daß Renan nicht blos in Paris zu wirken unternimmt, bezeugen nicht blos seine neapolitanischen Leser, sondern in Berlin ist sein Buch bereits zweimal übersetzt; als Volksausgabe wird es bald erscheinen. Zwei französische Ausgaben sind in Leipzig und Berlin angekündigt. Die Anzahl der bereits abgesetzten Exemplare übersteigt viele Tausende [3]).

Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß jener Voltairianismus, der den Königen schmeichelt, um die Kirche zu verderben, auch bei uns Anhänger hat. Viele sogenannten Freunde eines

---

[3]) In den Anmerkungen zu Chladen's „Blendwerk der natürlichen Religion" äußert sich Magister Thorschmid 1751, p. 105, folgendermaßen: „Das Uebel, das jetzt so überhand nimmt, ist durch die Schriften einiger engl. Naturalisten ungemein vermehrt worden. Der Beifall, den dieselben auch unter den Deutschen erhalten haben, ist größer gewesen, als es nöthig war. Man hat viele davon in unsere Sprache übersetzt, damit unsere Landsleute ja dieselben mit größerer Bequemlichkeit mochten lesen können. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dergleichen Bemühungen großen Schaden oder Nutzen nach sich gezogen haben. Ebensowenig werde ich jetzt ausmachen können ob der Hunger des Buchhändlers oder Uebersetzers oder vielmehr Bosheit den größten Antheil an diesen Ausgaben haben. Soviel ist aber doch gewiß, daß durch die deutschen Uebersetzungen solcher naturalistischen Großsprecher viele Leser sind verführt worden, die sonst schwerlich zum Original würden gegriffen haben."

starken Gouvernements finden in Renan den Ausdruck ihrer Gesinnungen. Es fehlt nicht an Partisanen eines falschen Conservatismus, die alten und neuen Bund für überwundene Standpunkte halten. Man sieht auch bei uns manche in der trüben Verblendung, von der der Socialist Louis Blanc sagt, daß „die Philosophie“ Minister, Gesandte, Höflinge, Edelleute hinter sich herzog. Aber der Augenblick kam, wo sich die vergeblich verhüllte, vergeblich verkannte Solidarität zwischen Königen und Kirche offenbarte“. Voltaire hatte noch nicht die Altäre umgestürzt, als schon die Politik die Throne erschütterte.

Das Buch von Renan wird darum auch seinen Einfluß bei uns nicht verfehlen, obschon es ein theologisches Buch scheint. Aber der Verfasser verfolgt keine gelehrte Zwecke; das Neue, das er zu bieten versucht, läßt sich nicht in Kritik und Hermeneutik entdecken. Als Arbeit eines Theologen steht es trotz seines Flimmers unter dem Elaborat vieler deutscher Examinanden. Aber als sociales Pamphlet gegen die Kirche ist es ein Meisterstück. Lassen Sie es uns eingestehen, in Deutschland ist für die akademischen Kreise Gelehrsamkeit und Gründlichkeit noch immer eine sittliche Nothwendigkeit, — aber diese Abfassung dickleibiger Bücher, auf welche soviel gehalten wird, gewährt bei weitem nicht Maß und Kraft des Urtheils in Fragen und Bedürfnissen öffentlichen Lebens. Daß ein wissenschaftlich Buch ein Kunstwerk sein kann und als solches wirken müsse, ist noch nicht genug erkannt. Fleißige Compilation geht noch immer über sinnige Composition. Die besten Bücher wandern noch immer mehr in die Bibliotheken als in das Leben. Darum ist auch das deutsche Leben ärmer an wissenschaftlicher Intelligenz als scheinen könnte. Die deutsche Gesellschaft fällt den Ausbeutungen einer Literatur anheim, die mit den Büchern deutscher Wissenschaft vielleicht nicht das Papier gemein hat, denn sie ist feiner und reicher ausgestattet.

Nicht als ob sie etwa künstlerische Formen vor sich her trüge; sie hat nicht einmal immer die Absicht zu wirken, nur Geld zu verdienen. Sie speculirt nur mit der vorhandenen Sinnlichkeit und Bequemlichkeit der sogenannten gebildeten Kreise. Sie verdirbt nicht, weil sie verführen will, sondern weil sie am besten verstanden wird. Roher Geschmack in modernen Flittern wie er auf kleinen Bühnen und in Leihbibliotheken erscheint, würde nicht schaden, fehlte nicht noch immer viel Anderes, was trotz seiner Reinheit gefällt und wie ein Kunstwerk sittigt und adelt.

2. Insofern darf man von Renan lernen. Denn die Kinder dieser französischen Welt sind schon lange klüger als die Kinder des Lichts. Sein Buch ist kein aus den rohen Trieben eines geldbedürftigen Literaten geborenes. Es will, hat ein System, es hat Kunst — es ist ein Meisterstück der alten Schlange, welche die Sprache des jungen Frankreichs redet. Eine berühmte Feldherrnstrategik ist bekanntlich, den Feind über den Punkt zu täuschen, wo er angegriffen wird, und dahin die Massen zu werfen, wo jener sich sicher glaubt. Das ist die Kunst von Ernst Renan. Er schreibt ein theologisch Buch, aber vom Volk will er verstanden werden. Er giebt keine wirklichen Studien, aber er malt sie als Coulissenhintergrund für seine Sentenzen; denn er will ja nicht forschen, sondern wirken. Es kommt ihm nicht auf trockene Wahrheit, sondern auf Eindruck an; während ein paar Theologen sich gegen ihn waffnen, gewinnt er die Massen. Er sagt selbst (p. 20), es genügt nicht, etwas gefunden zu haben. Man muß es zur Annahme unter den Menschen bringen. „Dazu sind selbst bei Guten weniger reine Wege erforderlich." Er wendet sich daher auch nicht an den geistlichen Menschen, — die sogenannte gläubige Theologie ist für ihn gar nicht vorhanden, — sondern an den natürlichen Menschen, an den „guten" Menschen, an die

„aufgeklärte" Gesellschaft, die auf Eisenbahnen zur Tugend fährt und sogar mit Telegraphen ihre Natürlichkeiten spedirt.

Wir, sagt er, kennen die Geschichte der Erde und ihre geologischen und astronomischen Ursachen (p. 159), wir sind kritisch und philosophisch: „Unsere Sprache ist so wesentlich bestimmt (p. 118), daß immer zwischen dem eigentlichen Sinn des Worts und der Metapher streng unterschieden wird, es ist also unmöglich stilistische Gewohnheiten darin zu übersehen, deren wesentlicher Charakter darin besteht, daß sie der Metapher oder der Idee die volle Wirklichkeit geben." Es ist von der Einsetzung des Abendmahls die Rede.

„Für uns tief ernste Stimme, heißt es, bedeutet die Ueberzeugung, die Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Die Aufrichtigkeit gegen sich selbst hat aber bei den morgenländischen Völkern, die nicht an die Freiheit des kritischen Geistes gewöhnt sind, keinen rechten Sinn. Ehrlichkeit und Betrügerei sind Worte, welche für unser strenges Gewissen sich als zwei unversöhnbare Begriffe gegenüberstehen." (p. 275).

„Durch unsere Behutsamkeit im Gebrauche von Ueberzeugungsmitteln, durch unsere unbedingte Aufrichtigkeit und unsere uneigennützige Liebe für die reine Idee haben wir Alle, die wir unser Leben der Wissenschaft geweiht haben, ein neues Ideal der Sittlichkeit gegründet." [4]) (p. 440).

3. So war nun Jesus bei Renan nicht. Er hatte kaum einen Elementarunterricht, verstand kein Hebräisch (p. 75), galt jedoch nicht als Ignorant, weil im Morgenland Schulbildung nicht soviel ausmacht, als bei uns (p. 76); er hatte keine Kenntniß der allgemeinen Weltlage (p. 81); die aristokratische

---

[4]) „Par notre extrême delicatesse dans l'emploi des moyens de conviction, par notre sincerité absolue et notre amour désintéressé de l'idée pure, nous avons fondé, nous tous, qui avons voué notre vie à la science un nouvel ideal de moralité." chap. 20.

Gesellschaft faßte er wie ein junger Dorfbewohner [5]) (p. 82). Er kannte die Philosophie des Lucrez nicht (p. 82), er glaubte sogar an den Teufel (p. 83), er besaß Irrthümer in den Augen der Physiker und Chemiker (p. 84), auf Bergen war er am besten [6]) inspirirt (p. 106). Seine Familie scheint ihn nicht geliebt zu haben (p. 84), aber sonst wurde er mehr geliebt als er liebte [7]) (p. 114). „Er hatte einen liebenswürdigen Charakter und eine jener hinreißend schönen Gestalten, welche hin und wieder in der jüdischen Race auftauchen." (p. 120). Er beruhigte Maria Magdalena, eine sehr überspannte Person, durch seine reine und sanfte Schönheit (p. 185). Natürlich sind Unvollkommenheiten abzurechnen (p. 107), und der Einfluß des Johannes war mehr schädlich als nützlich (p. 152). Er hatte nicht die geringste Vorstellung von einer durch Naturgesetze geregelten Weltordnung (p. 280), daher stellt sich in seinem Wesen vielerlei Verletzendes heraus (ibid.). Er war nicht ohne „üble Laune" (mauvaise humeur) (p. 285). Wenn er sagt „Ich bin nicht gekommen der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten", so ist das „feine Ironie" (p. 310). Er war von „außerordentlich leidenschaftlichem

---

[5]) Als Beweis führt er Matth. 22, 1 an, wo Jesus das erhabene Gleichniß des Königs erzählt, der seinem Sohne Hochzeit machte. Wenn man auch nur die ungemeine historische Wahrheit dieses Gleichnisses allein betrachtet, in welcher Ruf und Geschick Israels in so gewaltiger Weise dargestellt ist, so kommt es einem vor, als wenn die Beschränktheit du jeune villageois nicht im alten Galiläa, sondern im neuen Paris zu suchen sei.

[6]) Dazu wird Matth. 5, 1 und Luk. 6, 12 citirt, denn er hielt auf dem Berge die Bergpredigt und ging auf einen Berg, um allein zu beten. Aber sprach er denn blos auf den Bergen — und steigt man darum auf's Katheder, weil man dort am besten inspirirt ist! Oder betete er blos auf den Bergen, nirgends anders!

[7]) Dazu ist kein Citat und Ev. Joh. 3, 16 „also hat Gott die Welt geliebt", reicht für Renan nicht aus.

Temperament" (p. 229), „dringend, gebieterisch und duldete keinen Widerstand, seine natürliche Sanftmuth scheint ihn zu verlassen, und er wird rauh und wunderlich (p. 330). „Seine Mißlaune gegen jeden Widerstand riß ihn zu willkürlichen und offenbar absurden Handlungen [8]) hin" (p. 330). „Die Leidenschaftlichkeit, die in ihm lag, riß ihn zu den stärksten Schmähungen fort." (p. 336). Ein kritischer Philosoph wie Renan hätte zu seinen Schülern gesagt: Achtet die Meinungen Anderer, und glaubt, daß nie Jemand so vollständig Recht habe, daß sein Gegner vollständig Unrecht habe. Aber Jesus hatte nichts mit der uneigennützigen Spekulation der Philosophen gemein" (p. 337). Seine feinen Spöttereien, seine boshaften Herausforderungen trafen nur das Herz (p. 341). „Sokrates und Molière ritzten nur die Haut. Er läßt das Feuer und die Wuth in's Mark der Knochen dringen" (p. 342). Er liebt die Ehrenbezeugungen, denn sie dientem seinem Zwecke (p. 375). Im Garten von Gethsemane wird er traurig. „Vielleicht, heißt es, überkamen ihn in diesem Augenblicke einige jener Erinnerungen, welche die stärksten Geister bewahren, und welche dieselben in gewissen Augenblicken wie ein Schwert durchbohren. Gedachte er der klaren Quellen Galiläas, an denen er sich hätte erquicken können, des Weinstocks und Feigenbaums, unter denen er hätte sitzen können, der jungen Mädchen, die ihm vielleicht ihre Liebe geschenkt hätten? Fluchte er seinem Schicksale, welches ihm die allen Andern gewährten Freuden versagt" (p. 379). Er kannte nicht einmal die Namen

---

[8]) Dazu wird Marcus 11, 12–14, 20 ꝛc. citirt, die Geschichte vom Feigenbaum. Für absurd zu erklären, was man nicht versteht, ist jedenfalls nicht unbequem. Uebrigens war die „Handlung" ein Wunder oder es war keine Handlung. Tritt das Erstere ein, so bekundete sich, der sie that, als ein Herr des Wunders und der Kraft. Was Renan also von ihm zu sagen sich gestattet, ist daher nicht blos profan, sondern sogar unlogisch.

Buddha's, Zoroaster's, Plato's, er hatte kein griechisch Buch, keine buddhistische Sutra gelesen, und doch findet man bei ihm manches, was daraus entsprang (p. 442). In Summa, wie es am Schlusse (p. 444) heißt „Er ist nicht unfähig zu sündigen gewesen, er hat die Leidenschaften, die auch wir bekämpfen, besiegt, kein Engel Gottes, nur sein gutes Gewissen hat ihn gestärkt, kein andrer Satan, als der, den jeder im Herzen fühlt, hat ihn versucht. Wie mehrere seiner großen Seiten durch die Schuld seiner Jünger für uns verloren gegangen sind, so sind vermuthlich auch manche seiner Fehler uns entzogen worden."

4. Renan verbirgt uns nicht, wie es möglich war, daß Jesus trotzdem der weltgroße Gründer der Kirche geworden ist. Freilich in unserer Zeit wäre ihm das nicht möglich gewesen. Wir wissen zuviel, sind zu ernst und zu kritisch — wir controliren und experimentiren, obschon unsern Weltleuten (p. 30) doch auch manches arrivirt, wir haben zuviel Polizei, bei uns ist alles zu nüchtern, die Convenienz zu höflich, die Bildung zu eintönig und raffinirt. Aber nicht blos darum (p. 438), „Elias und Christus waren unsere Brüder, hatten unsere Größe, dachten und fühlten wie wir," — aber der „Hauch Gottes," der mit ihnen war, ist bei uns durch die eisernen Bande „unverbesserlicher Mittelmäßigkeit gefesselt."

Im Morgenland und in jener Zeit war das Anders, das Leben war frei (p. 183), die Menschen kindlich (p. 237) und phantastisch (p. 173). Das gilt nun namentlich von Galiläa, wo die ehrlichen Fischer wohnten, die zwar unwissend und schwachen Geistes waren, an Geister und Gespenster glaubten, aber gute und glückliche Menschen waren, „die sich auf ihrem köstlichen kleinen Meere sanft schaukelten und Abends an seinem Ufer schliefen" (p. 197). Hier fand Jesus seinen Kreis; hier wanderte die „heitere Schaar" hin und her (p. 198). „Die

neue Religion war in vielen Beziehungen eine Frauen- und Kinderbewegung" (p. 219). Er hatte ein außerordentlich feines Gefühl für die Frauen (p. 114). „Seine vertrauten und freien aber durchaus moralischen Beziehungen zu Frauen von zweideutigem Lebenswandel erklären sich ebenso durch die Leidenschaft, mit welcher er am Ruhme seines Vaters hing und welche ihn mit einer Art Theilnahme für alle schönen Geschöpfe erfüllte, die dazu beitragen konnte" (p. 114). Sein Reich bestand aus dem Kinderkreise, welche eine jugendliche Phantasie und ein Vorgeschmack des Himmels an ihn fesselten (p. 288). Die Apostel sind beschränkten Geistes (p. 254) und Paulus und Johannes ausgenommen, ohne „Erfindung und ohne Genie" (p. 439).

„Aber dort im Morgenland war Unwissenheit, welche bei uns den Menschen zu einer untergeordneten Stellung verurtheilt, die Bedingung großer Thaten und großer Originalität" (p. 76). „Auch kann keine Religion durch bloße Philosophie und weise Lehren der Wissenschaft entstehen. Das persönliche Verdienst reicht nicht aus. „Mark Aurel und Spinoza sind von Irrthümern frei" (p. 440), welche Jesus theilte, aber zu seinen Thaten kamen sie nicht. Die Philosophie und die Tugend genügen der Menge nicht. Diese bedarf Wunderbarkeit. „Ein Apollonius von Tyana mit seiner Wunderlegende mußte mehr Glück machen als Sokrates mit seiner kalten Vernunft" (ibid). „Bis auf unsere Tage hat Religion ohne einen Antheil Ascetismus, Frömmigkeit und Wunder bestehen können" (ibid). „Auch Jesus mußte entweder seiner Sendung entsagen oder Wunderthäter werden" (p. 280). Freilich ist das ein Uebel. „Wenn je der Gottesdienst Jesu in Abnahme kommen sollte, so werden die Wunder die Veranlassung dazu sein." „Sie verletzen uns sehr", denn wir müssen den Glauben daran verbannen." Es ist noch keins unter wissen-

schaftlichen Bedingungen erfolgt" (p. 38). Bis auf weiteres werden wir, d. i. Renan, den Grundsatz der historischen Kritik aufrecht erhalten, daß eine übernatürliche Erzählung nicht als solche angenommen werden kann, daß sie nur Leichtgläubigkeit und Betrug voraussetzt, daß der Geschichtsschreiber die Pflicht hat sie zu deuten und zu untersuchen, welchen Theil Wahrheit, welchen Theil Irrthum sie enthalten mag" (p. 39). Jesus freilich konnte daran glauben, da er keine Kenntnisse besaß (p. 280). „Die Schwäche des menschlichen Geistes ist ohnedies der Art, daß die besten Processe gewöhnlich durch schlechte Gründe gewonnen werden." Moses, Columbus und Mohamed nahmen darauf Rücksicht und „gaben nicht immer die wahren Gründe an" (p. 281). Doch scheinen Renan viele Dinge hinzudeuten, „daß Jesus nur wider seinen Willen Wunderthäter ward, denn er verrichtet sie erst nach vielen Bitten mit einer Art üblen Laune (p. 285). Jesus spricht keinen Augenblick den frevelhaften Gedanken aus, „daß er Gott sei" (p. 116). Jesus, sagt er anderswo (p. 207), hat nie daran gedacht sich für eine Fleischwerdung Gottes auszugeben, ja die Anklage, daß er sich habe zu Gott machen wollen, wird im Evang. Johannes als eine Verläumdung hingestellt (p. 268). Man wird erstaunt sein — aber das ist die Exegese Renan's — dafür Johannes 5. 18. citirt zu finden, wo erzählt wird, daß die Juden ihn zu tödten trachteten, weil er sagte, „Gott sei sein Vater und machte sich Gott gleich." Als die Kinder Jesu Hosianna als dem Sohne Davids riefen, fand er daran großes Gefallen und wenn man ihn fragte, ob er gehört, was sie sagten, „antwortete er ausweichend", das Lob, das aus dem Munde der Jugend kommt, sei Gott am wohlgefälligsten" (p. 219). Aber zuletzt befreundete er sich damit und er verrichtete ohne lange Nöthigung die Wunder, die man von ihm verlangte, indem man ihn so anredete (p. 264).

Zuweilen bediente sich Jesus eines unschuldigen Kunstgriffs, den auch die Jungfrau von Orleans anwendete. „Er that so als wisse er von dem, den er gewinnen wollte, etwas genaueres“ (p. 193), wie bei Nathanael. „Denn Jesus trägt kein Bedenken (p. 365), schlechte Gründe zu seiner Unterstützung herbeizurufen, wenn die guten nicht ausreichen“, „wie ja so viele Fromme (es handelt sich um die Erweckung des Lazarus) über die Hartnäckigkeit der Menschen durch Mittel triumphiren, deren Schwäche ihnen wohl bekannt ist“. Freilich hat das für uns „Verletzendes“, freilich erkennt dies „unsere Ehrlichkeit“ für Täuschung, aber „die materielle Wahrheit hat für den Morgenländer nur einen sehr geringen Werth; er betrachtet Alles vom Standpunkt seiner Vorstellungen, seiner Interessen, seiner Leidenschaften aus.“ „Alle großen Sachen geschehen durch das Volk, nun leitet man aber das Volk nur, indem man auf seine Vorstellungen eingeht. Der Philosoph, der dies weiß und dennoch eine vereinzelte Stellung einnimmt und sich in seinem Adel verschanzt, ist sehr zu beloben.“ „Wer dagegen die Menschheit mit ihren Illusionen hinnimmt und auf sie und mit ihr zu wirken sucht, kann nicht getadelt werden.“ Für uns ohnmächtige Menschen ist das leicht Lüge zu nennen und stolz auf unsere blöde Ehrlichkeit auf die Heroen mit Geringschätzung heruntersehen. Wenn wir mit unserer Bedenklichkeit ausgerichtet haben werden, was jene mit ihren Lügen, so werden wir ein Recht haben, streng gegen sie zu sein. „Aber der einzig Schuldige in diesem Falle ist die Menschheit, welche getäuscht sein will“ [8]) (p. 276).

5. Wäre dies nicht nöthig, müßte die Welt nicht ge-

---

[8]) „Le seul coupable en pareil cas c'est l'humanité, qui veut être trompée“ chap. 15. am Schluß.

täuscht werden, würde auch das Buch von Renan keine so feine Composition erhalten haben. Jesus würde einfach als der Morgenländer dargestellt sein, der ehrgeizig und begabt, doch unwissend genug war, um nicht durch physikalische und historische Kenntnisse beschwert, bald als ein begeisterter Narr, wo aber der Narr nicht durchdringt (p. 117), bald als bewußter Betrüger, durch Hallucinationen und allerlei Hokus Pokus — d. i. Täuschung und Verrücktheit (p. 287), bald durch Extase und fieberhaften Enthusiasmus seine Zwecke zu erreichen und sie in jener Zeit erreichen zu können, wo es keine Wissenschaft gab und Schönlein noch nicht die hysteria muscularis erkannt hatte, nämlich die Krankheit, der Mohamed seinen Erfolg verdankte (p. 287). Müßte eben die Welt nicht getäuscht werden, so würde die moralische Eroberung, die in Jesu nicht dem Thaumaturgen, sondern dem religiösen Reformator gelang (ibid), einfach als die Zerstörung aller Kirche und allen sichtbaren Gottesdienstes bezeichnet worden sein, denn damals, als Jesus „vom Geist und der Wahrheit sprach", in welchen man Gott anbeten müsse, da war er Gottes Sohn" (p. 259), es sind darum diejenigen „Christen" nur seine Fortsetzer, die in allen Punkten von der christlichen Tradition abweichen (p. 437) und ihn zu verwerfen scheinen (p. 303), die consequent genug sind, jedes „übernatürliche Gesicht" für eine Täuschung zu halten, die „ehrlichen" Gelehrten, die die physikalischen Gesetze kennen, es würde deutlich gesagt worden sein, daß was Renan „Redlichkeit des Willens und Poesie des Gemüths nennt", ohne Jesus und seinen Himmel, in pantheistischer Selbstvergötterung die Seligkeit haben kann.

6. Der Nothwendigkeit aber, der sich sein Nazarener wie Columbus, Franz von Assisi und Mohamed gebeugt haben, können sich auch Andere nicht entziehen. mundus vult decipi. Daher äußert er zwar alle jene seine wissenschaftlichen Ueber-

zeugungen, aber er vertheilt sie sorgfältig; er vermeidet mit geistreichem Geschick das Verletzende direkt zu sagen und mischt, um profaner Anklage zu entgehen, poetische Apostrophen an dessen göttliche Natur mit ein, den er an anderer Stelle einen Charlatan genannt haben würde, „hätte er nicht selbst an seine Wunder geglaubt." Der Widerspruch, den der Leser des Buches in solcher Weise auf jeder Seite findet, stößt nicht ab, sondern beruhigt. Renan rechnet auf einen Leserkreis, den er gewinnen will. Da wo man noch anstandsmäßig Jesum nicht entstellt sehen möchte, will er unfeinen Anstoß vermeiden. Anklägern, die seine Profanation des Heilandes gegen den Autor bewaffnen möchten, kommt er mit respektvollen Apostrophen an denselben Jesum zuvor. Er sagt daher nur, daß Cäsar niemals geglaubt habe, er sei von Venus geboren (p. 275); er deutet nur an, daß nicht der weise Sokrates, aber Apollonius von Tyana ein Gott geworden ist. Freilich waren Mark Aurel und Spinoza von Irrthümern frei, die Jesus theilte und glaubten an keine Wunder — aber nur er ist der Gründer einer neuen Welt (p. 337), der Schöpfer der Religion der Menschheit (p. 340), der Schöpfer des reinen Gefühls (p. 437), das unerschöpfliche Princip moralischer Wiedergeburt (p. 440). Zwar kann er nicht umhin, zuweilen seine spitzfindigen Wendungen, faden Beweisführungen (p. 351) und den Polemiker und Thaumaturgen zu beklagen, dafür aber ist alles dies mit seinem Tode vergessen und es bleibt nur noch der „unvergleichliche Leidensheld, der Begründer der Rechte des freien Bewußtseins, das vollendete Muster, dem alle leidenden Seelen nachtrachten werden" (p. 379). Zwar mag man finden, daß Jesus zuweilen auf Mißverständnisse ausgeht und „sie absichtlich festhält und seine Beweisführung nach den Regeln der aristotelischen Logik sehr schwach ist" (p. 352), aber als er den An-

klägern der Ehebrecherin antwortet — so konnte, obschon er sonst ein einfacher Dorfbewohner hieß, der nichts von der Welt versteht, doch nun der feine durch eine göttliche Güte gemilderte Spott des Weltmannes nicht glücklicher ausgedrückt werden" (ibid). — Zwar klagt er sehr über unseren medicinischen Fortschritt, „wo die engherzigen Ideen unserer Tage über die Verrücktheit unsere geschichtlichen Urtheile beirren." „Ein Zustand, wo man von Dingen spricht, von denen man nichts weiß, wo der Gedanke erscheint, ohne von Willen gerufen und geregelt zu werden, setzt Jemand der Gefahr aus, wegen Hallucinationen unter Vormundschaft gestellt zu werden. Sonst nannte man das Prophetengabe und Eingebung" (p. 441). Dem gegenüber ertönt eine Anrede an den Gestorbenen: „Ruhe jetzt in Deiner Glorie edler Bahnbrecher! Dein Werk ist vollbracht, Deine Göttlichkeit begründet. Fürchte nicht mehr, daß das Gebäude Deiner Bestrebungen durch einen Fehler zusammenstürze. Du wirst das Banner unserer Widersprüche .... der Eckstein der Menschen werden, daß wer Deinen Namen der Menschheit entreißen wollte, sie bis in ihre Grundfesten erschüttern würde" (p. 416). Freilich endet das Leben Jesu für den Geschichtsschreiber mit seinem letzten Hauche" (p. 424), wohin sein Körper gekommen ist, weiß Niemand", denn nur die Leidenschaft einer Verzückten hat der Welt einen auferstandenen Gott geschenkt" (p. 424). Dafür schließt das ganze Buch mit dem gerührten Seufzer: „Seine Legende wird immer Thränen hervorrufen, alle Jahrhunderte werden verkünden, daß unter den Menschensöhnen kein Größerer als Christus geboren ist" (p. 445).

7. Schon an diesen wenigen Sätzen — sollen wir denn das Buch abschreiben — erkennen wir die verführerische Bühnenkunde, welche dem Pariser Schriftsteller so natürlich ist. Angenehme Täuschung ist ja das Ziel derjenigen Kunst, welche in

neuerer Zeit alle Andern übertrifft, die Decorationsmalerei; was auf den Brettern geredet oder gesungen wird, ist ja nur Nebensache vor dem Glanz und der Kunst der decorirten Coulissen, wo aus Holz und Papier die geputzte Natur erscheint, zu blenden und zu berauschen. Eine solche Bühne ist jenes Buch. Langweilig und daher ohne Eindruck, auch ohne Neuheit, schien es Renan seine Meinung dürr heraus zu sagen, daß es einen Gott nicht giebt, die Materie nach der Lehre des Lucrez ewig ist, daß Begeisterung und Liebe nervösen Affektionen zugerechnet wird, daß Unsterblichkeit ein Traum, das Evangelium eine Legende und Christus ein zwar moralischer, wenn auch nicht fehlerfreier Mensch gewesen ist. Um deswillen schont der Verfasser seine Leser und baut ihnen Coulissen auf, vor denen sie noch eine Sprache hören, welche von dem alten Evangelium, als einem sursum corda (p. 206) spricht, wo man von einem Himmel hört, den man vergeblich auf Erden sucht — wo die Leser meinen, auch einen göttlichen Jesum wandeln zu sehen, wo der Zweifel das Kleid der Liebe, die Selbstvergötterung und Ueberhebung den Schleier der Anbetung, krasse Satyre den Mantel wissenschaftlichen Mitleids trägt und die Profanation des lebendigen Gottes die süße Sprache der Schlange redet, die wie Glauben klingt und Selbstvergötterung ist. Das ist auch das ganze Geheimniß einer Evangelienkritik, vor der eigentlich Evangelium und Kritik aufhört, wo aber noch immer von dem schönsten Werke der Welt (p. 16) geredet wird und dem besten Heilmittel gegen die Verdrießlichkeiten des gewöhnlichen Lebens" (p. 206). Man muß nahe zusehen, um dies zu erkennen. Denn scheinbar ist Renan in seiner Kritik positiver als sein Vorgänger Strauß, dem er so viel verdankt. Er macht diesem sogar den Vorwurf, daß er sich zu sehr auf dem theoretischen und zu wenig auf dem geschichtlichen Boden hält (p. 5),

daß er den individuellen Charakter blässer darstellt, als er vielleicht gewesen (p. 6 not.). Renan sah (p. 40) durch die Berichte des Matthäus und Markus eine wunderbare menschliche Gestalt leben und sich bewegen. Jesu Ruhm, sagt er p. 44, besteht nicht darin, daß er aus der Geschichte verwiesen wird; man weiht ihm eine größere Verehrung, wenn man zeigt, daß die ganze Geschichte ohne ihn unbegreiflich ist.“ Aber diesen historischen Christus zu construiren, darin concentrirt sich die Aufgabe Renan's. Ein Christus, der nur eine Mythe ist, kann nicht Mittelpunkt einer Tendenzarbeit werden, welche wirken und zerstören soll. Den geschichtlichen Zeiten und Menschen gegenüber, mit denen Renan es zu thun hat, muß ein geschichtlicher Mensch von Fleisch und Blut treten. Man kann die Kirche und ihre Gläubigen, welche sich auf ihren Jesus stellten, nur bestreiten, wenn man ihnen zeigt, daß Jesus nicht der ihre gewesen sein möchte, oder wie er sei, grade ihr Richter wurde. Renan hält nichts von der Mythoshypothese, weil sie zu unpraktisch ist. Nicht aus einer größeren Fülle von dem, was wir Glauben nennen, stellt Renan sein ganzes Werk auf einen historischen Christus, sondern weil Schatten nicht kämpfen können, die Wirkung auf Kreise, die er gewonnen, ohne ihn verloren wäre, und es nicht auf gelehrte Theorie, sondern auf faktische Erfolge ankommt; war Christus eine Mythe und nur eine erfundene Persönlichkeit, mußte sein Leben ihn so darstellen, wie er erfunden war. Dann aber diente er doch denen, die ihn so als lebend glaubten, wie ihn die Evangelien zeichnen. War er aber lebendiger Mensch gewesen, konnte ihn Renan aus seiner Geschichte construiren. Dann war er im Stande, historische Kunst und Tendenz anzuwenden und einen Christum zu lehren, wie er für den Autor paßte. Dann konnte es ihm gelingen, als Christenthum zu bezeichnen, was er wünschte, daß es wäre, Jesu Ziel zu nennen, was seine Ten-

denz, ja Jesu Werk, was er ersehnte; dann war er im Stande in hundert Sentenzen von ihm zu reden, die auch die von der Kirche entfernter Lebenden mehr oder weniger von Christo zu hören gewohnt und geneigt sind. Wenn Jesus „die reine Religion, ohne Uebungen, ohne Tempel, ohne Priester" schuf, (p. 301) wenn er der Mann des Ideals gewesen, geschaffen durch die Freiheit und das kindliche Gefühl, welches der tugendhafte Mensch empfindet, so konnte er von ihm in Ausdrücken reden, die sonst die Sprache frommer Gemüther versteht. Er konnte ihn den Mann ohne Gleichen (p. 60), den heiligen Zimmermann (p. 24), den Sohn Gottes, den Eckstein nennen. Jesus war ein geschichtlicher Mensch, in Gaben, Leidenschaften, Schwankungen, Irrthümern, Absichten, Kämpfen und Leiden — aber eine neue Idee hielt durch ihn den Einzug in die Welt (p. 128) „die wahre Religion", die auf Reinheit des Herzens und menschliche Brüderlichkeit gegründet ist. „Da nun diese Religion das Wesen der Menschheit ist, so hat er den göttlichen Rang verdient[9]), der ihm beigelegt ist." Denn, das ist der Sinn des Satzes, die Menschheit, welche diese Religion anerkennt, ist selbst die Gottheit; daher konnte er p. 416 ausrufen: Zwischen Dir und der Gottheit wird man keinen Unterschied mehr machen. Dieser Satz, der fast kirchlich klingt, ist Blasphemie, da zwischen den gestorbenen Menschen und Gott nur dann kein Unterschied gemacht werden kann, als wenn die tugendhafte Menschheit selbst Gott ist, und

---

[9]) In Lessings Anmerkungen zu Leibnitz Schrift gegen den Socinianer Wissowatius heißt es (Werke ed. Malzahn 9. 281): „Was haben sie denn auch je gründliches jenen Folgen entgegengesetzt, die nothwendig aus ihrer Lehre fließen . . . nämlich, daß wenn Christus nicht wahrer Gott ist, die mahometanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen war, und Mahomet selbst ein ungleich größerer und würdigerer Mann gewesen ist, als Christus &c."

der reine Mensch durch seine Reinheit dem universellen Ich den Gottesdienst ohne Tempel und Gebete weiht. [10])

8. An Schleiermacher [11]) schrieb 1801 der Hofprediger Sack Folgendes: „Nach der Klugheit einiger neuen Philosophen ist es erlaubt und rathsam, den Wörtern Gott, Religion, Vorsehung, künftiges Leben noch eine Zeitlang ihren Platz zu gönnen und ihnen nach und nach andere Begriffe unterzulegen, bis man sie nicht mehr nöthig haben wird, und ohne alle Gefahr weglassen kann.“ Mit diesem Satze hatte er das große Mysterium der Confusion unsers Weltalters aufgelöst. „Denker“ und „Prediger“ verschmähten bis auf diesen Tag auch in unserem Lande die strategische List nicht, in der Uniform oder unter der Flagge der Gegner diese zu täuschen und zuletzt zu überraschen. Man redete noch in der glänzenden Sprache alter und theurer Namen, obschon man den lebendigen Inhalt Zuhörern und Lesern allmählig eskamotirte. Man hat den Schlüssel zu der Strategie des Herrn Renan, wenn man darauf achtet. Man versteht den vollen Plan seines Werkes, man findet die Ausgleichung seiner Widersprüche erst dann, wenn man auf das Wörterbuch achtet, aus

---

[10]) Wir heben dafür noch eine charakteristische Stelle heraus. Er unterscheidet sorgfältig zwischen der sogenannten absoluten Wissenschaft unsrer Tage und dem, was das Morgenland oder der Glaube sonst angenommen hat. Er geberdet sich unmuthig, wenn man die Wunderthäter und Gläubigen mit dem Maßstabe unsrer „aufrichtigen Forschung“ messen wollte. Er ruft aus: „Que la médicine ait de noms pour exprimer ces grands écarts de la nature humaine; qu'elle soutienne, que le génie est une maladie du cerveau; qu'elle voie dans une certaine délicatesse de moralité un commencement d'etisie (Schwindsucht), qu'elle classe l'enthousiasme et l'amour par les accidents nerveux, peu importe. Les mots de sain et de malade sont tout relatifs. Qui n'aimerait mieux être malade comme Pascal, que bien portout comme le vulgaireant.“ chap. 28.

[11]) Aus Schleiermachers Leben und Briefen 3. p. 278.

welchem er spricht. Er redet zwar scheinbar in den gewohnten Ausdrücken, aber sie haben alle ein anderes Verständniß, als wir unterzulegen pflegen. Bewunderung, Anbetung, Glorie empfängt zwar ein Jesus, — dies ist aber nicht der Gottessohn, dem wir glauben, sondern jener Humanismus und pantheistischer Menschengötze, den er also nennt. Man hört auch bei ihm Namen, wie „Ewiger, Religion, Himmel, Todesüberwinder", aber es sind dies nicht die evangelischen theuren Namen, sondern Phrasen, mit denen er seine Phantome zudeckt. Er redet von „Gott", wenn er den lebendigen Gott nicht meint. Es ist „seine Religion", eine Religion ohne Sünde und Buße, wenn er von solchen mit poetischen Formeln redet. Sein Buch heißt „Leben Jesu" aber nicht dessen, welchen die Evangelien schildern wollen, sondern den, welchen er mit alten und neuen Künsten daraus fingirt. Er geberdet sich, als ob er die Person Jesu über den Unglauben der sogenannten Naturforscher heben wolle, aber nur, indem er ihn als Urheber von dem macht, was sie selber sind. Andere, denen Buße und Glauben verloren gegangen, nannten sich ehrlicher Weise Epicuräer, Spinozisten, Materialisten — er nennt den, welcher seine eigene Kraft stürzen soll, und zu dessen Fortsetzern auch Renan gehört, Jesus. Das, was unsere Heiligthümer sind, Kirche, Gebet, Sakramente, finden wir nur, wenn er von den Hindernissen redet, die Jesus bei seinem Werke fand, wenn er tadelt, beklagt und durch morgenländische Sitte ausdeutet. In seiner Darstellung wird das Göttliche menschlich, das Menschliche göttlich. Die Wunder, die Prophetie, der heilige Geist sind Symptome menschlicher Irrthümer oder körperlicher Idiosynkrasie. Aber Menschenthum, Menschentugend, Menschengewissen, das sind die göttlichen Zeichen. Wie sollte es nicht verwirren, von einem Christenthum zu

hören, welches Jesus Christus gegründet, aber nur da ist, wo weder Christenthum, noch Jesus Christus mehr ist!

Freilich benutzt er hauptsächlich die Evangelischen Berichte, aber doch nur soweit legt er sich die Pflicht auf ihnen zu folgen, als sie berichten, was er für seine Zwecke braucht. Alles andere ist Legende, Mißverständniß, Volkssage. Ich erinnere mich eines Freundes, der, wenn ich mit ihm disputirte, alles im Evangelium verwarf, und nur die Bergpredigt zu lieben vorgab, aber doch sehr erschrak, wenn man von ihm die Consequenz dieses Eingeständnisses forderte. Renan muß dies von ihm entliehen haben. Die Bergpredigt nennt er den „Probirstein" dessen (p. 28), was echt ist. Auf Ihr liegt „ein sanfter und schrecklicher Glanz." Aber trotzdem kann er aus der „Legende" ein Lebensbild entwerfen. Er entschuldigt dies mit dem Beispiel des Herrn Sprenger, der dies in seinem Leben Mohameds auch gethan (p. 36). Renan bedarf dazu nichts als künstlerische Decoration und einige Kenntniß des Lebens. An jene Nothwendigkeit, die heiligen Schriften und Personen mit der Kenntniß eigener Sünde, eigener Heilssehnsucht, mit dem heiligen Geist objektiven Glaubens zu durchforschen — wobei wissenschaftliche Ehrlichkeit erst recht in Frage kommt, haben auch vor Renan nicht alle gedacht, die Einleitungen und Kritiken zu altem und neuem Bunde schrieben. Renan war so bescheiden, sich blos den Takt von Göthe (p. 41) zu wünschen, um das Lebensbild aus den vorliegenden Berichten herauszuzeichnen. Andere kritische Grundsätze als diesen Takt wendet er auch nicht an. Man könnte zuweilen meinen, als hielte er die Evangelien von den Männern verfaßt, deren Namen sie tragen. Allein das richtet sich ganz darnach, was sie erzählen. Für diejenigen Sätze, welche Renan für echt hält, sind Markus und Matthäus Denkwürdigkeiten benutzt worden. Alles Andere ist spätere Legende und Volks-

sage. Am höchsten schätzt er das Evangelium des Lukas, aber von der künstlerischen Seite aus. Er nennt den Verfasser einen göttlichen Künstler, einen Harmonisten, der die Zeugen nicht gesehen, sich starke Gewaltthätigkeiten gestattet, dessen historischer Werth geringer, dessen schriftstellerische Begabung größer ist, als die der Uebrigen; am meisten ist er gegen das Evangelium Johannis eingenommen. Er meint (p. 20), daß, wenn das Werk vom Apostel nicht sei, so müßte man eine bewußte Betrügerei annehmen, aber die Reden Jesu stammen wirklich von ihm nicht her (p. 27). Jesus hat in ihnen nichts „Talmudisches“ (p. 26). Er fordert jeden heraus, ein Leben Jesu zu schreiben, welches „Sinn und Geschmack“ habe und dabei die Reden Jesu bei Johannes zu berücksichtigen. „Es sind künstliche Arbeiten, man merkt das Nachgemachte, die Rhetorik, den Apparat.“ Sie passen eben Renan nicht. Sie stören ihm sein Bild und seinen Geschmack. Nichts destominder braucht er sogenannte echte und unechte Stellen durch einander — in beliebter Reihenfolge, denn er kann die Nachrichten nicht in der Unordnung lassen, in der man sie findet.“ [12]) Der einzige gültige Maßstab für die Abfassung eines solchen Buches ist für den Verfasser das Bild des Jesus, wie er ihn will; einen anderen kann es nicht geben, denn „es ist ja kein einziges authentisches Wort vorhanden in allem, was von Jesu berichtet wird. Es fehlte ja an Stenographen, die schnellen Worte festzumachen.“ Wollte man nur Unbestreitbares geben,

[12]) Selbst in der sogenannten Kunst dieser Kritik findet sich Renan nur als Plagiator. Ein Mann, der ihm längst voraus ist in der frivolen Erklärung und Verwässerung von Herz und Seele, der Verfasser „der Geschichte des Urchristenthums“ die in zwei Bänden 1807 erschienen ist, sagt: „Es thut also zuerst Noth, die natürliche Ansicht der Sachen festzustellen, ihren Zusammenhang zu entwickeln und die Folge der Ereignisse so zu bestimmen, daß eins das Andere selbst als Grund und Folge oder als Ursache und Wirkung erklärt.“

so müßte man sagen: Jesus lebte und starb. Es ist auch nur sein Sprachgebrauch, wenn er zuweilen die Bergpredigt bei Matthäus echt nannte, denn es kann „keine Stelle textgetreu sein.“ (p. 36). Es ist also des Verfassers Sache ihnen die Wahrheit zu geben, die nach seiner Induktion (p. 37) in ihnen liegt. Renan nennt dieses Kritik. Wir in Deutschland gebrauchen dafür richtiger die Vocabel Willkür und gewaltsame Verzerrung. Es kommt aber Renan nicht auf das Wort, nur auf die Wirkung an. Es handelt sich darum, einen historischen Jesus zu zeichnen, wie ihn die Ansicht braucht. „Den Evangelien gilt das Wort nichts, nur der Geist,“ und zwar nicht der Geist jener „beschränkten“ Schüler am See von Tiberias, sondern des Zöglings des Seminars von Treguier.

9. Für die Bühne sind die Lichter des Hintergrundes von großer Wirkung. Wie reizend, wenn hinter der Person Jesu und seiner Jünger die blauen Berge Galiläas und der sanfte See von Genezareth erscheinen. Wenn man mitten in die liebliche Natur versetzt mit den Freunden von den Hügeln herab in das üppige Thal, an das grüne Ufer, in den schwankenden Kahn steigt. Renan vergißt nie, seinen Lesern zu bemerken, daß er selbst jene Oertlichkeiten bereist, wo die Begebenheit sich zutrug, daß ihm eine wunderbare Uebereinstimmung der Gegend und der Geschichte erschienen sei. Den Leser fesselt nicht blos eine landschaftliche Skizze, phantastisch dargestellt, — der Augenzeuge jener heiligen Stätten gewinnt unvermerkt Interesse und Glauben. Namentlich wenn der Laie dies aus dem Munde eines Mannes hört, der zu gelehrten Forschungen nach Phönicien gereist ist. Sonderbar, was auch bei uns noch für ein mysteriöses Lustre in den Augen der Laien diejenigen umgiebt, denen die seltsamen Züge Arabischer und Hebräischer Buchstaben nicht fremd sind. Und doch wissen die, welche etwas mehr eingeweiht sind, daß große Dinge, die dem Staat

und dem Leben nöthiger sind, als die Entzifferung eines phönizischen Sargdeckels, in die philosophische These und Hypothese nicht eingeschlossen sind. Aber Renan kennt das Geheimniß, durch welches die Welt ihren Wunsch erfüllt sieht, getäuscht zu werden. Er hat auch den Talmud neu entdeckt. Er hat sich dabei von einem jüdischen Gelehrten unterstützen lassen. Es war ihm möglich, in den Zauberbann jener Folianten einzutreten, wo so viel Nachrichten über christliche Ursprünge ungehoben lagen. In der That ist wohl der sechste Theil des Buches mit Citaten versehen, die jene räthselhaften Namen tragen, welche weder das Studium des alten Testaments, noch der christlichen Geschichte kennen lehrt. Welche Pforten in's alte jüdische Leben mußten dem geöffnet sein, dem Namen wie Talmud, Midrasch, Menachot, Chulin wie heimische Phrasen aus der Feder laufen. Wie Ali Baba im orientalischen Mährchen, hat er das Zauberwort. „Sesam thu' Dich auf!" — und das Geheimniß christlicher Ursprünge öffnet sich. — Was Niemand erfahren — was seinen Lehrern im Seminar verschlossen blieb — was der Bischof Dupanloup, sein alter Gönner, nicht weiß; ihm ist es offenbar. Sie ziehen sich voll Schmerz zurück — denn die Controlle schweigt.

III.

1. Das ist nun aber das traurige Geschick aller Theaterherrlichkeit, daß die Lampen ausgehen und der Rausch verfliegt. Aber selbst mitten in ihrem Glanz, wenn der Muthige näher tritt, findet er Puppen, Fetzen und Farben. Aller Nimbus schwindet schon, wenn man die Phrasenkleider auszieht und die pomphaften Epitheta durch die Loupe ansieht. Das ist nun aber nicht blos Renan's alleinige Schuld. Hier

ist ihm die malerische Neigung der modernen Sprache hinzugekommen, insbesondere der französischen, — durch geputzte und blitzende Beiwörter dem Ausdruck modernen Glanz zu verleihen. Man muß nicht vergessen, daß der schimmernde Ausbau der Kaufmannsläden durch Glas und Licht keine isolirte Erscheinung ist. Wie aber die Waare dadurch nicht besser wird, wenn aus dem Laden eine Kunsthalle geworden ist, so haben die Beiwörter nicht immer den Gedanken verbessert, sondern bilden nur den Ueberwurf, unter welchem er vermuthet werden könnte. Renan, welcher nicht theologisch forschen, sondern auf den Boulevards der Literatur wirken will — künstlerisch im „Leben Jesu" wie Andere in ihren Romanen schreiben wie jene. Phrasen dürfen wir aber nicht kritisiren, denn gemalter Wein kann nicht getrunken werden. Wie pomphaft klingt es nicht, wenn man vernimmt, daß im Thal der friedsamen Fischer von Galiläa „germanischer oder celtischer Ernst" (p. 184) nicht herrschte, wenn aber doch diese Männer „des germanischen oder celtischen Genius" (p. 98) wie es anderswo heißt, nicht „ohne frivolen Gedanken (p. 98)[13]) auf den Höhen von Nazareth sitzen können. Renan neigt sich nicht zu Ausdrücken wie „famos, gletscherhaft", aber „riesenhaft" (gigantesque) und „colossal" sind seine Lieblingswörter. Die Juden verfolgte seit Jahrhunderten ein „riesenhafter Traum" (p. 93). Die hin und her gezerrte Schrift „diente ihren colossalsten Hoffnungen" (p. 104). Der Riese christlicher Ursprünge[14]) (p. 230) ist Johannes. Die Scholastiker wollten aus dem Evangelium eine colossale Summe ziehen (p. 435). Man kann sich das Christenthum nur erklären, wenn man an seiner Spitze einen Mann von colossalen

[13]) „Nazareth ou nul homme moderne ne peut s'asseoir sans un sentiment inquiet et sur sa destinée, peut-être frivole."

[14]) Geant des origines chrétiennes.

Verhältnissen" annimmt (p. 437). Die alten Propheten sind Riesen (p. 438) wie Jesus selbst, aus dem nur an anderer Stelle, wo er zu strenge Anforderungen stellt, ein „düstrer Riese" (geant sombre) geworden ist (p. 325). In solchen Momenten äußert er schreckliche Dogmen, wie das von der Berufung der Heiden, die dann der Aristokratie eine „blutige Drohung" werden. Er giebt „schreckliche" Erklärungen (p. 205) von erschreckender Energie (p. 326). Solche Rollen großer Männer, wie jene, haben „schreckliche" Gegengewichte nöthig (p. 89) aber die schrecklichen Herrschaften (p. 103) der Tyrannen seien denen der Priester noch vorzuziehen.

Ich weiß nicht, in wiefern die Kunst der Phrase, mit welcher Renan gearbeitet, vor den französischen Meistern selbst besteht. Es kann sein, daß wir in Deutschland noch immer solche exotische Producte überschätzen. Sicher wenigstens ist, daß der Verfasser „der natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth" [15]), der zwar auch kein Deutscher von Namen war, (Venturini) in seinem Buche Renan nicht erreicht hat. Sein Buch war ein ähnlicher Versuch und enthält Wendungen und Anstrengungen, welche man als Vorbilder für den Plan des Franzosen ansehen dürfte. Man findet auch Declamation gegen den Knechtssinn des Judaismus (1. p. 4); die christlichen Geistlichen sind auch da nur jüdische Priester (1. p. 5). Christus wird auch dort verehrt, wenn alles entfernt wird, was das evangelische Bewußtsein von ihm glaubt (1. p. 16). Er legt auch einen großen Nachdruck auf Schilderungen der Natur Palästina's und wie bei Renan Jesus die Wunder duldete, die

[15]) Sie ist im Jahre 1800 in drei Bänden erschienen, erfuhr 1802 einen Nachtrag: Jesus der Auferstandene, und 1807 eine Fortsetzung: Geschichte des Urchristenthums in 2 Bänden und ist völlig vergessen.

Schwächen seiner Jünger in Betreff ihres Glaubens an ihn trug und „schlechte Gründe gebrauchte, wenn die guten nicht ausreichten“, so will er auch bei Venturini „den Eindruck der ihm beigelegten Wundermacht nicht schwächen und Schwächere nicht mit seiner überlegenen Geisteskraft berücken“ (2. p. 171). — Im Ganzen erweist sich der alte Verfasser im Verhältniß zu Renan als ein „naiver Lichtfreund“, der eingesteht, er habe das Romanhafte absichtlich eingemischt, der aufmerksam macht, „man solle sein Maschinenwesen nicht mit der eigentlichen Vorstellung verwechseln“, und der seine Quellen ehrlich citirt. Es ist dies für Personen, Zeiten und Lande charakteristisch. Er hat allerdings die wahrlich nicht beneidenswerthe Dreistigkeit, dem Leben Jesu die Form der Erzählung zu geben, wie sie zu seiner Zeit Räuber- und Schauergeschichten zu tragen gewohnt waren, — aber den Muth hat er nicht, Citate, die er geborgt hat, als die seinen an den Rand zu setzen. Obschon er doch der Zeit nach den Grundsätzen von 1791 und 92 viel näher stand als Renan, so wagte er dennoch nicht, statt der Schriftforscher und Ausleger deren mühsam gefundene Quellen, also statt Lightfoot und Wetstein die talmudische Traktate, wie aus eigener Forschung zu nennen. Renan überragt ihn soweit, als der moderne Weltmann, der neben seiner Tendenz keine andere Rücksicht kennt, den rationalistischen Belletristen übertrifft, der sich noch „der Genossenschaft eines Bahrdt schämt.“ Daher wird man schwerlich bei Venturini so viel Phrasen, „trotz seiner Maschinerie und Gespräche“ sammeln, als Renan aufzuwenden für gut hält; aber es fehlt ihm dafür auch die tendenziöse Conception, die mit weitgreifender Durcharbeitung Text und Citate beherrscht und was wie Wissenschaft aussieht, zur bloßen Dienerin macht. Renan sagt, „daß sein Plan die Aufnahme von langen kritischen Abhandlungen über streitige Punkte nicht zugelassen hat“, denn das Buch war ja nicht an

die Gelehrten gerichtet. „Aber ein fortlaufendes System", sagt er, „von Anmerkungen setzt den Leser in den Stand, alle Sätze des Textes nach den Quellen zu prüfen" und „er hat nur die Originalstellen angegeben, auf welche sich jede Behauptung oder jede Conjectur stützt."[16]) Aber die Tendenz erlaubte nicht, was den Nachweis so sehr erleichtert hätte, die Citate irgendwie wörtlich anzuführen. Der Leser ist leider nicht einmal im Stande, gleich unter dem Texte die Hauptstellen einsehen zu können. Es ist ihm schwer genug, die Bücher alle bei der Hand zu haben, welche dazu nothwendig

[16]) Der Uebersetzer war oberflächlich genug, in Folge dieser Worte Renan's, fast eine ganze Seite wegzulassen. „Ich weiß, sagt er, daß für Personen, die in dieser Gattung von Studien wenig eingeweiht sind, viel mehr Entwickelung nöthig gewesen wäre." Aber, „je n'ai pas l'habitude de refaire ce qui est fait et bien fait." Und er citirt darauf einige französische Bücher von Reville, Reuß, Nicolas, Colani und die französische Uebersetzung von Strauß Leben Jesu, auf welche er seine Leser für diejenigen Punkte verweist, die er nur berührt zu haben meint. — Aber erste Frage: da er für Personen schrieb, von denen er vorauszusetzen klug genug war, daß sie nicht in diese Gattung Studien eingeweiht sein werden, warum entzog er sich der näheren Entwickelung und gab selbst nur hingeworfene Resultate? Antwort: Weil solche Leute durch längere Entwickelungen vielleicht weniger gefesselt sein, und auch die flüchtigsten Resultate eher annehmen werden, als sich eine Bibliothek zur Nachforschung aufbauen. Da es nun dem Verfasser nicht auf's Forschen, sondern auf's Wirken ankommt, so war es natürlich, daß er sich die direkte Wirkung nicht einmal durch Hinweis auf diejenigen deutschen Bücher störte, welche ihm das Material zu den sogenannten „Originalcitaten" boten, die er seinen Lesern ebenso gastlich anbietet, als jener ironische Wirth mit dem Wasser that, das er dem durstigen Storch auf flacher Schüssel vorsetzte. Frage b.: Hat R. nicht die Gewohnheit nochmals zu thun, was gethan ist, — warum also die zahllosen Citate nochmals hinschreiben, da er sie nicht gesucht hat. Denn zugegeben, er habe sie nachgeschlagen, heißt denn wiederfinden, erfinden und nochmals sehen, zuerst sehen? Antwort: Er hielt es für eine noch nicht geschehene That die Bausteine alter Gelehrsamkeit für seine Tendenz zu benutzen und, wenn diese alten deutschen „Pedanten" nicht einmal dazu da sein sollen, um mit ihrem Fleiß ein neues Buch imposant zu machen, wozu wären sie sonst nutz! quod erat demonstrandum.

sind. Ja wenn Renan noch die wenigen Hülfsmittel, aus denen doch die meisten Citate entlehnt sind, wie Winer, Schleusner, Lightfoot, Ritter und einige Andere, genannt hätte, dann hätten am Ende auch Laien in die Lage gesetzt werden können, nachzuschlagen. Denn an die Gelehrten ist es ja nicht gerichtet, — allein Renan hat vorgezogen, die Hilfsmittel sehr selten zu nennen, dagegen die bei ihnen sich findenden theologischen, philologischen, talmudischen Citate in großer Anzahl mitzutheilen, wodurch es natürlich dem nicht theologischen Leser fast unmöglich wird, sowohl in Paris als in Neapel, vielleicht auch in Berlin, wenn er nicht eben eine große Bibliothek zur Hand hat, und sie versteht, der freundlichen Aufforderung nachzukommen und die Quellen zu prüfen. Wahrscheinlich wird eintreffen, daß Viele, denen es schwer fällt, ihrem lebendigen Gott zu glauben und darum,, das Leben Jesu" kaufen, dafür um so mehr Herrn Renan und seiner „aufrichtigen Wissenschaft" Glauben schenken. Man sollte meinen, für solche hätte es gar keiner Citate bedurft, doch nein, — auch bei uns in Deutschland setzen manche kluge Belletristen historische Citate unter die Erzählung, die Niemand nachschlägt. Es sieht dann aus wie eine gelehrte Geschichte und ist doch Roman. Denn mundus vult decipi.

Die Bücher, aus denen Renan geschöpft hat, gehören meist der deutschen Gelehrsamkeit an. Vielleicht sind diese in Frankreich weniger bekannt oder es ist das Histörchen wahr, was man Renan nacherzählt, daß namentlich deutsche Arbeit besonders geeignet sei, sich annektiren und in französische Bijouterie verwandeln zu lassen. Ja die Manier, die Citate bis auf Ausgabe und Seitenzahl genau anzugeben, ist die deutsche. Darum wird ihm die deutsche Wahrheit nicht unerwartet sein, in der ihm gesagt wird — und worin keine wissenschaftliche Stimme abweicht — daß das Material, was er verbraucht, nirgends sein eigen ist, selten Altes und Wahres,

öfter Altes und Falsches enthält und meist so beschaffen ist, daß es nur der Tendenz gelingen konnte, mit theatralischem Geschick Einige zu blenden und anderen Unerfahrenen zu imponiren; die Meisten, welche sonst Freude daran haben, hören Alles gern, was aus solcher Absicht kommt.

Es trat bei diesen ein, was Augustin sagt: „Persuaserat iis non locutionem, sed quod loquebatur." („Nicht was er redete, sondern weil er redete, glaubten sie.")

2. Der Verfasser des besprochenen Buches ist in Palästina gewesen. Er stellt dies durch verschiedene Malereien hinreichend lockend dar. Man konnte erwarten über manche Lokalität des heiligen Landes besondere Auskunft zu finden, und fehlt es im Buche auf manchen Seiten nicht an geographischen Bemerkungen. Aber wo es so leicht scheinen mußte etwas Neues zu sagen, wird man erstaunen, nicht einmal immer verstandenes Alte zu finden. Ueberall wechseln Plagiat und Flüchtigkeit ab.

Mögen wir in Kürze die Stellen hören. S. 138 Cap. 6 ist von den Ortschaften die Rede, wo Johannes taufte. Darunter ist auch Enon nahe bei Salim. Dazu macht der „Orientalist" not. 4 die Anmerkung: „Aenon ist der chaldäische Pluralis Aenawan „Quellen." Aber diese Note selbst ist wie fast alles Gesagte aus Robinson biblische Forschungen p. 400 und 407 wörtlich entlehnt.[17]) Ebenso schreibt er ruhig nach, „daß Bethanien und Bethabara einen Ort bedeuten, wo eine Fähre zum Uebersetzen über den Fluß war." (Das Nähere bei Lücke zu Joh. 1. 28. cf. Ritter 15. 538.) Ein wenig selbstständige Sprachforschung und Ortskenntniß hätte ihn dahin führen müssen, daß Quellenorte von keiner Fähre benannt werden, daß onija oder oni für ein Seeschiff und nicht für

---

[17]) Bekanntlich kommt schon im alten Testamente ein Chazar Enon vor.

eine Fähre in der Schrift gebraucht wird. Bethanien, was von dem bei Jerusalem[18]) unterschieden werden muß, ist allerdings mit Bethabara als Quellenort in der Bedeutung identisch. Es ist aus Bethain, Quellenhaus (wie Chazar Enon) gebildet und Bethabara ist Beth beer oder syr. beera, Brunnenhaus.

Auf derselben Seite corrigirt er Hieronymus wegen der Lage von Salim (d. h. vielmehr Eusebius) durch Robinson, aber dieser weist -- obschon unsicher — selbst auf das Salim bei Nablus hin, wo Quellen sind (p. 438. cf. p. 392.) — S. 145 wird von der Festung Machaerus geredet. Mkaur, wie sie heute heißt, sagt er in der Anmerkung, „findet sich im Talmud von Jerusalem (Schw. IX. 2.) und in den Targums von Jonathan in Jerusalem" (Nr. 22. 35.). Man erschrickt, wenn man diese tiefe Durchforschung selbst des Talmud von Jerusalem erwägt, der so schwer zugänglich ist, aber wie viel „aufrichtiger" war es, dem Mann die Ehre zu geben, von dem man sie lieh, nämlich Lightfoot (opp. 2. 582.). Auf derselben Seite ist dem Uebersetzer ein Fehler zugestoßen, gegen den man den Verfasser in Schutz nehmen muß. Während der Autor nämlich sagt, daß Machaerus „depuis Seetzen" nicht besucht sei, hat der Uebersetzer daraus gemacht: es sei durch Seetzen nicht besucht worden. Was um so komischer ist, da Seetzen den Ort erst wieder entdeckt hat. Das kommt aber davon, wenn man nicht die rechte Quelle (nämlich Ritter 15. 569.) angiebt. Was auf p. 170. 171. behandelt wird, suche man in Robinson's biblischen Forschungen nach. Was über Kapernaum p. 175 not. gesagt ist, ist, wenn auch ungenau, aus Ritter 15. 339. Die talmudischen Stellen über

---

[18]) Bethanien bei Jerusalem leitet sich von בית היני Palmenhaus, cf. meine Gesch. der Juden p. 25.

Magdala sind wörtlich aus Lightfoot. opp. 2. 226. Daher fehlen auch alle anderen Stellen, an denen es außerdem erwähnt wird. Ueber die Grotte von Panium hat er p. 179, ohne auch dem herrlichen Mann einmal die Ehre zu geben, alle Citate pure aus Ritter 15. 196. 197. entlehnt. Doch nicht ohne gelehrte Verbesserung. Denn Ritter hat die Seite der englischen Uebersetzung des Benjamin von Tudela citirt, Renan nahm die des hebräischen Textes, welche daneben stand. Dasselbe ist ihm p. 183 nachzusagen; es muß zu sehr gegen das Princip der sogenannten „Gewissenhaftigkeit" geschienen haben, wenn er hätte sagen sollen, das Citat aus den Gesta dei per Francos habe man von Ritter entlehnt. Aber freilich „der Jacobi (sic.) von Vitri" kommt auf Rechnung des Uebersetzers. Auf das, was p. 242 vergangen ist, kommen wir noch zurück. Wir verweisen nur, was geographische Andeutungen betrifft, auf p. 370 not. 2, was aus Ritter 16. 531. und S. 409, wo die Patristische Gelehrsamkeit über Golgatha aus Robinson's Palästina (d. Uebers. 2. 279.) entnommen war. Es sind nur wenige Seiten ausgelassen worden, wo Aehnliches zu bemerken war, weil überall der Verfasser um seiner Leser willen, die Quellen lieber selbst angab. Aber er gab einige von den Quellen, doch nicht eigentlich seine Quellen an.

3. Der Verfasser hat eine Expedition nach Phönicien gemacht und der Bericht ist wohl darüber schon im Druck. Um so mehr mußte es imponiren, p. 201 folgende Erklärung des Mammon p. 201 chap. 10 zu lesen: „Gott des Reichthums und der verborgenen Schätze wie Plutus in der Phönicischen und Syrischen Mythologie." [19]) Was ergiebt

[19]) Wenn Vaihinger (in Herzog's Protest. Encyklopädie 8. p. 775) dasselbe bemerkt und auf Buxtorf verweist, so ist dies ein Versehen, da auf S. 1217 und 18, wo vom Mammon gehandelt wird, nicht mit einem

sich nun! Ein solcher Götze kommt in alten Nachrichten gar nicht vor. Aber Schleusner, diese Brücke für viele theologische Aftergelehrsamkeit, theilt jenen Satz, wie Andere auch, in seinem Thesaurus mit, mit dem Renan gut bekannt ist. Freilich hat Tholuck schon in der „Bergpredigt" p. 408 aufmerksam gemacht, daß zu einer solchen mythologischen Erklärung aller Grund fehlt und Barth, auf den sich jener bezieht, selbst blos einen Grammatiker des 11. Jahrh. Papias citirt, der sagt: „Mammona daemon ille dicitus, qui divitiis praeest." Aber was auch Tholuck nicht sagt, dieser Papias hat dies erst wieder aus den Apocryphischen Akten des Abdias (bei Fabric. C. A. 1. 564.) entlehnt, von wo es in die mittelalterliche Gelehrsamkeit, auch in den Mellitus de S. Passione Joh. (Fabric. 2. 612.) eindrang. Diese legendenhaften Akten haben aber keine andere Quelle als das Evangelium selbst (Matth. 6. 24.), wo Mammon dem lebendigen Gotte gegenüber, wie Tertullian schon richtig auffaßt, gleichsam als persönliches Wesen aufgefaßt ist. An sich ist der Mammon ebenso wenig mythologisch gewesen, als es das hebräische בצע Beza ist, wofür die Chaldäer in der Uebersetzung Mammon setzen. Wenigstens ist er ein Götze in keiner anderen Weise für die Phönicier gewesen, als er es für die celtische und fränkische Mythologie auf der Börse noch ist.

Auch parsischer Alterthümer gedenkt er an einer Reihe von Stellen (p. 91. 92. 97. 229. 271. 283.), wobei hauptsächlich die trefflichen Abhandlungen von Spiegel in Erlangen die flüchtig benutzten Quellen gewesen sind. Nur um des

---

Worte eines Götzen gedacht wird. Die sprachliche Erläuterung des Wortes Mammon soll hier nicht versucht werden, — nur soviel ist meines Dafürhaltens anzunehmen, daß der Mammon nicht sowohl mit dem Plutus, als mit dem Nummus der Römer zu vergleichen ist, was sogar sprachlich nicht außerhalb aller Vermuthung sich befindet.

Beispiels willen heben wir die letzte Stelle heraus, auf die er mit besonderer Gefälligkeit sieht. p. 283 heißt es: „Ein Persischer Div, in der Avesta mehrmals genannt Aeshma daêva, der Div der Begehrlichkeit, von den Juden angenommen unter dem Namen Asmodeus, wurde die Ursache aller hysterischen Störungen bei den Frauen." Man möchte sagen, soviel Worte, soviel „ungenaue und unaufrichtige Wissenschaft." — Er redet von einem Div der Begehrlichkeit. Die von Renan citirte Stelle Vendidad 11. 26. ist gar nicht die Hauptstelle, sondern 10. 23, wo er „der böse" heißt, ebenso wie Yaçna 10. 18, wo von ihm gesagt wird, „alle andern Wissenschaften hängen mit aeshma zusammen, dem Argen", welcher merkwürdige Satz auch für Spiegel noch dunkel ist. (Avesta 2. p. 79.) Das Wort aeshma, wofür im Parsi und Neupersischen die Form khashm eintritt (Vuller's lex. pers. lat. 1. 699), heißt „Zorn, Unmuth."[20]) Von „Begehrlichkeit" nirgends eine Spur. 2. Die Juden sollen ihn schon zu Jesu Zeit als Asmodeus angenommen haben. Aber Asmodai, das Haupt der bösen Geister, kommt merkwürdiger Weise in alten Schriften Palästina's gar nicht vor, sondern nur in Babylonischen Werken, und zwar nicht bloß in der einen Stelle, die Renan aus seinen Hülfsmitteln abschrieb, sondern auch in Anderen (cf. Rapaport. Erech Millin p. 242) und hat mit Zeit und Lokal, von dem im Leben Jesu gehandelt wird, gar keinen Zusammenhang. Aber auch in den babylonischen Schriftstücken ist von einer charakteristischen „Begehrlichkeit" keine Spur, namentlich nicht in Tobia und in der Sage im talmud. Traktat Gittin.[21]) Von einem Einfluß auf Hysterie läßt sich

[20]) Wahrscheinlich ist damit das talmudische Wort אשמאי insipiens, unwissend, roh und heftig verwandt.

[21]) Den ich zum Theil in meinem Büchlein „Schamir" Erfurt 1856, erklärt habe.

nirgends etwas entdecken. Er ist der zerstörende, allem Guten abholde, der göttlichen Weisheit feindliche und doch zuletzt unterliegende Dämon, über den hier weitläufig, wie nöthig wäre, nicht gehandelt werden kann. Aber es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Babylonische Asmodai aus dem Aeshma daeva gebildet sei, so sehr die Ansicht auf den ersten Augenblick für die blendend ist, welche den Teufel durchaus von Persien holen. Da daeva gar nicht zum Namen aeshma gehörte, so ist nicht anzunehmen, warum er von dem Talmud mit herübergezogen sein sollte! Aeshma nahm gar nicht die hervorragende Stelle ein, die die Juden dem Asmodai geben; übrigens ist die Endung des talmudischen Wortes die sprachlich gewöhnliche und würde sich wenig zu einer Form daeva oder div schicken. Endlich ist die Erklärung als Zerstörer, Abaddon, Apollyon, eine in Geist und Sprache völlig befriedigende, so daß man jener Etymologie durchaus nicht bedarf. Doch sieht man daraus, zu welcher Fülle wissenschaftlicher Fragen man dabei gelangt, über die aber Renan mit galanter Leichtfertigkeit Leser und Leserinnen zu seiner Tendenz hinwegführt. 3. „Asmodeus wurde die Ursache aller hysterischen Krankheiten" und dazu wird Marc. 16, 9., Luc. 8, 2., Evang. Joh. 16, 33 citirt, aber da ist nicht etwa von Asmodeus oder hysterischen Uebeln, sondern nur von Dämonen die Rede, welche aus Maria Magdalena ausgetrieben sind. Das ist ein Beispiel der „neuen Gewissenhaftigkeit", der gegenüber das Morgenland natürlich nicht bestehen kann.

Denn ich bin verpflichtet, immer von neuem darauf aufmerksam zu machen, daß selbst Flüchtigkeit und literarischer Communismus, den er sich gestattet, nicht in roher Weise gehandhabt sind, sondern auf Schritt und Tritt in feiner und durchdachter Weise das Stilet der boshaften Tendenz in Händen führen. Da dies vielleicht aus den bereits gegebenen Bei-

spielen nicht überall deutlich ist, fügen wir einige fernere archäologische Beweise an. Elias der Prophet wird besonders schrecklich abgemalt, um daran die Rohheit des alten Testamentes zu erweisen. „Unter dem Eindruck seiner schrecklichen Erinnerungen steht das Morgenland noch jetzt", denn es wird in der Anmerkung dazu erzählt, der wilde Abdallah, Pascha von St. Jean d'Arc wäre vor Schrecken beinahe gestorben, weil er ihn im Traum erblickt." Aber wohlthuende Erinnerungen waren dies, denn Abdallah ist, was Renan nicht hinzusetzte, darum so erschrocken, weil Elias als Rächer falscher Eide und Lügen gilt, vor dessen brennenden Kerzen sich sogar Füchse und Schakale fürchten (Ritter 17, 525). Um den Schrecken vor Elias zu vermehren, wird ferner gesagt: „Auf den Bildern der christlichen Kirchen sieht man ihn von abgeschnittenen Köpfen umgeben." Allerdings wird Elias im Orient und in der byzantinischen Kirche oft dargestellt gefunden. Es sind wohl an zwölf Scenen seines Lebens, zu denen Bilder gemalt werden, aber nur die eine, wo der Tod der falschen Propheten geschildert wird, stellt ihn als Richter gewaltig mit dem Schwerte dar.

S. 242 heißt es: „den wahrhaft neuen Männern war Jerusalem ein Gegenstand der Abneigung" (aversion). Constantin und die ersten deutschen Kaiser ließen daselbst die heidnischen Bauten des Hadrian bestehen. Die Feinde des Christenthums waren es, welche an diesen Ort dachten. Als Omar in denselben einzog, war der Raum des Tempels aus Haß gegen die Juden absichtlich verunreinigt." Jeder Satz ein Zeugniß von Unrecht und Entstellung, denn Robinson's Geschichte von Jerusalem in seinem Palästina, aus dem er alle Citate abschrieb, lag vor ihm. Das jüdische Jerusalem, das Christum leugnete, war allerdings den Christen ein Gegen-

satz, aber das Jerusalem, von dem Christus sagt, „Du sollst nicht bei ihm schwören, denn es ist die Stadt des großen Königs“, auch dessen, der dort litt und starb, war allen Christen zu aller Zeit heilig. Man findet Nachrichten, daß Constantin nicht alle Ueberreste Hadrians zerstört (Robinson 2. 79), daß dies aber aus Aversion gegen Jerusalem geschehen sei, ist absurd. Der Pilger von Bordeaux (um 333) erzählt vielmehr von der Prachtkirche, die auf Golgatha errichtet sei (Ritter 16. 431). Wenn die Feinde des Christenthums, wie Julian, an Jerusalem dachten, und zwar um der Juden willen, so geschah das gerade, um die Christen zu kränken, eine Absicht, die noch mit Beziehung auf einen Tempelbau der Juden in Jerusalem von Voltaire gehegt ward. Die Erzählung von Omar ist eine arabische Legende und erst 200 Jahre nach der Eroberung erzählt (Robinson, 2, 82).

Das alles würde selbst bei Renan unerklärlich sein, wenn man nicht statt Jerusalem verstehen sollte: Rom. — Auf vielen Seiten, wohl mehr als 30, findet man Citate aus lateinischen und griechischen Autoren, die alle nicht gesucht, sondern als Beute in deutschen Büchern gefunden sind. Wir erwähnen nur wo er p. 260 die Geburt Jesu von der Jungfrau auch dadurch erklärt: par suite de l’idée que le souffle de Dieu, déja érigé en hypostase divine, est un principe de fecondité.“ Dazu werden Herodot, Mela,, Plutarch citirt (alle aus Jablonski); ihr Inhalt wird nicht angegeben, aber sie handeln von der Geburt des Apis, des ägyptischen Stiers. Dagegen (p. 395) hält er darauf, Pilatus besonders zu ehren, indem er, was gar nicht zur Sache gehörte, ihn als Abkömmling eines tapfern Mannes erklärte, der einen Ehrenspieß (pilum) erhalten hätte. Die Stellen, die in der Note stehen und jedem Thesaurus entnommen sind, beweisen nichts dafür. Denn das Adjektiv pilatus kommt nur als

ein einfach mit dem pilum Bewaffneter,[22]) vor und kann nicht gerade hier als Auszeichnung genommen zu werden. Aber jedenfalls beweist hier Renan für „Pilatus“ mehr historische Huldigung, als etwa Boulanger im vorigen Jahrhundert, dem der römische Richter eine aus irgend einem hebräischem Perfectum, was „gerichtet hat“ gebildete Fiction erschienen war.[23])

Der Verfasser wirft zuweilen gern sprachliche Einzelnheiten dazwischen, in dem künstlerischen Gefühl, bei dem Leser, dadurch den Hintergrund der Gelehrsamkeit, auf welchem das Werk des Verfassers stehen sollte, der nie fand, als was Andere schon vor ihm gefunden haben, scenisch zu erweitern.

Davon, wie ursprünglich die Absicht war, auf jeder Seite die verschiedenen Noten in ihrer Enthüllung vorzuführen, sei einstweilen abgestanden. Zeit und Ermüdung in dem ärgerlichen Stoff lassen es jetzt nicht zu. Am wenigsten, wenn man erst an die Kunst des Autors herantritt, mit welcher Exegese der Evangelien, Textkritik, patristische und philosophische Nachweise gehandhabt ist.

Es kann nicht geleugnet werden, und wie war dies bei solchen Vorarbeiten wie von Strauß anders möglich, daß er so ungefähr alle die Wendungen kannte, mit denen die moderne Kritik zu agiren pflegt. Aber neu ist doch nur die gewaltsame und tendenziös rücksichtslose Ausbeutung, die oberflächlich sein muß, denn sie ist ohne Liebe. Bis in die vereinzelte sachliche Notiz, von der man meinen könnte, sie sei aus gelehrter Neigung angefügt, kann man dies verfolgen. Er

---

[22]) Grade die Citate aus Virgil und Martial (10. 48.), welche er nennt, beweisen dies ja. Es können doch die pilata agmina, pilata cohors nicht von Ehrenspießen gedeutet werden. Sie bedeuten nichts als was Horaz: „pilis horrentia agmina“ nennt. Das Beispiel der hasta pura und des Namens Torquatus erweisen nichts.

[23]) Blanc Gesch der franz. Rev. 1. 357.

beschäftigt sich z. B, Cap. 16 mit der Bedeutung des Wortes δαιμονᾶν und erklärt, es hieße auch im ganzen Alterthum nichts Anderes als „ein Narr sein.“ Das ist nun nicht genau, sondern es hat diesen Sinn höchstens in der abgezognen, allgemein gewordenen Bedeutung. Ursprünglich heißt es nichts als von einem Dämon besessen sein. Denn wenn Aeschylus sagt: δόμος δαιμονᾶ κακοῖς, um ein Beispiel zu nennen, so ist das Haus kein Narr, sondern durch den Willen der Götter von Uebeln besessen. Aber so sagt man, fährt er fort, in „neuerer Zeit in Syrien zu solchen, die eine Eigenthümlichkeit haben“ (quelque bizarrerie) „und die besänftigt man mit einem milden Wort.“ Also bedurfte es auch gar keiner Wunder, daß Jesus die Besessenen heilte, sondern er redete sanft mit ihnen und die Sache war gut. Daß aber doch damals, wenn die Sache so einfach und bekannt war, wie jetzt, kein Anderer darauf kam und kein anderer Mensch mit den „Narren“ mild redete, obschon er sie dann gesund gemacht hätte, ist wahrlich kein geringeres Wunder. Wie denn in der That, wer an die neue Kritik glaubt, wirklich zum höchsten Wunderglauben vorbereitet ist. — Die deutschen Kritiker haben längst bemerkt, daß im Evangelium Johannis unter andern Worten das Wort Wahrheit (ἀλήθεια) mit besonderem Nachdruck erscheint. Renan meint dies dadurch erweitern zu müssen, daß er behauptet, es hätten die Synoptiker nicht die geringste Ahnung von solchen mystischen Worten „wie Welt, Wahrheit, Leben, Licht, Finsterniß“ (p. 26). Was nun bei Welt, Leben, Licht, Finsterniß eine um so dreistere Behauptung ist, als die Bergpredigt[24]), die sie kennt („Ihr seid das Licht der Welt“) für ihn sonst als besonders glaubhaft gelten soll.

---

[24]) cf. Matth. 6, 23. — 10, 27. 13, 38. 16, 25. — 25, 46. Luc. 12, 3 ꝛc.

Aber diese „mystischen“ Begriffe sind es, die diesen Johannei'schen Jesus als einen „gefälschten darstellen“, da sich mit ihm das Bild von Renan allerdings nicht vereinigen läßt. — Man könnte es für einen wunderlichen Irrthum halten, wenn es p. 169 heißt: „bei Jesu war der Menschensohn synonym mit dem Fürwort „ich“, welches er vermied“,[25]) denn Jesus spricht blos im Evangelium Matthäi öfters als „ich“ wie als „Menschensohn“ im ganzen Canon, aber Renan mißbilligt „diese Selbstbejahungen, diese entschiedenen Zeugnisse, die von einem Manne von Geschmack nicht zu dulden sind“ (p. 25). Es ist gewiß kein Zufall, daß in unsern heiligen Schriften Jesus, der den Seinen Freude verheißt, selbst niemals als lachend erscheint. Eben darum, wieder ohne Citat, muß Petrus, das Haupt der Kirche, als solcher erscheinen, der seinem Meister ein Lächeln entlockt (p. 188). Wir erwähnen dies nur, um das Begegnen der schönen Seelen zu constatiren: Bei Venturini äußert Jesus ebenfalls zuweilen ein „bittres Lächeln.“

Doch wir halten hier inne — denn wir könnten kein Ende finden, und die Stunde drängt. Es waren diese Bemerkungen ohnedies nur vorangesandt, um das Folgende nicht allzu einseitig erscheinen zu lassen.

IV.

Wir dürfen etwas ausführlicher vom „Talmud“ reden, auf dessen Benutzung der Verfasser großen Werth legt, und von dem er beklagt, daß er bei der Betrachtung christlicher

[25]) „Le fils de l'homme“ était synonyme du pronom „je“, dont il évitait de se servir.“

Ursprünge bisher viel zu sehr vernachlässigt worden ist. Diese Behauptung ist jedenfalls eine Ungerechtigkeit, da Renan auch nicht ein einziges Citat beibringt, welches den älteren Exegeten nicht schon bekannt gewesen ist, da er bei weitem das reiche Material der Lightfoot, Selden, Danz, Meuschen, Wetzstein und Anderer nicht erschöpft, da das, was er verwendet, trotz der Hülfe, die ihm ein gelehrter Israelit gewährt hat, wie er selbst sagt, durchaus nicht die Genauigkeit und den Fleiß jener Theologen erreicht und eine Anschauung von Wesen und Geist des „Talmuds", wie er Alles zu nennen scheint, was nachbiblisch ist, sich überall kund thut, die namentlich tief unter den Fortschritten steht, welche die wissenschaftliche Betrachtung jüdischer Literatur in neuerer Zeit gemacht hat.

Was den älteren Theologen, namentlich des 17. Jahrhunderts abging, war nicht ein Mangel an Kenntniß einzelner talmudischen Stellen, die für Archäologie und Exegese des christlichen Alterthums nutzbar gemacht werden konnten, — ihr riesenhafter Fleiß und ihre bewundernswerthe Gewissenhaftigkeit hätten ihren modernen Ankläger demüthigen und beschämen müssen — sondern es fehlte ihnen, was freilich das schwerste ist, die totale Anschauung vom Geiste der jüdischen Literatur. Sie waren nicht im Stande sich die congeniale Objektivität völlig anzueignen, welche die innerlichen Quellen erforscht, aus denen die merkwürdigen und eigenthümlichen Werke geflossen sind. Die vorsichtige Feindseligkeit, welche die Theologie, diesen Büchern als Christo Feindlichen gegenüber einnahm, verhinderte sogar eine solche Erkenntniß, so daß es selbst den christlichen Theologen, welche die rabbinischen Studien als besonders nützlich priesen, wie Lightfoot und Wagenseil nicht an Verdächtigungen ihrer Rechtgläubigkeit gefehlt hat. Man fürchtete sie, obschon man sie nicht genügend kannte, und nicht mit Unrecht, weil man Andere ihren Unglauben durch

rabbinistische Phrasen schützen sah, die jene Studien noch weniger kannten. Aber die Freundlichkeit, welche moderne Leute dem Talmud grade darum entgegenbringen dürfen, weil er Christo feindlich ist, macht noch weniger zu seiner philosophischem Erkenntniß geeignet. Wer sich wie Renan zum alten Testamente verhält, wem der Pentateuch „das Gesetzbuch religiösen Schreckens“ ist (p. 403), wer von „nachgemachten und betrügerischen Gesetzen der Zeit der pietistischen Könige“ redet (p. 80), wem die Psalmen „voll von pietistischer Ueberschwänglichkeit vorkommen,“ wo „ursprüngliche Anschauungen und fromme Spitzfindigkeiten“ (p. 54) in den Propheten sich mischen, wem also, obschon er von Prophetie redet, dies dennoch nichts ist, als utopische Begeisterung und fanatisches Fieber — wird die Wahrheit, Kraft und Geschichte des Evangeliums nicht verstehen — er wird aber auch nicht Entstehung, Bedeutung und Geschichte des Talmuds fassen. Aus der Meinung, dem Gotte Mosis und der Propheten zu gehorchen, ist die ungemeine Gesetzeslust der vorchristlichen Zeit bei den Juden entstanden. Um nichts zu thun, als was die Gebote Gottes verlangen, haben sie dieselben bis auf das ganze Leben ausgedehnt. Der Midrasch der Rabbinischen Halacha ist in der That der Ausdruck einer ungemeinen Sehnsucht nach der Gerechtigkeit. Die eiserne Volkskraft, welche den Gesetzlehrern jenen unermüdlichen Eifer einflößte, kam nicht aus Schulmeinungen, sondern aus dem Grunde des prophetischen Wortes. Wer den Talmud eine Karrikatur des alten Testamentes nennen wollte, wird zuerst das Urbild verstehen müssen.

Jüdische und christliche Theologie sind auch nicht, wie Renan's Phrase geht — parallellaufende, sondern gerade völlig divergirende, wenn überhaupt das Bild richtig ist, da der jüdische Geist des Talmuds sucht und stockt, der Geist des christlichen Glaubens gefunden hat und rollt. Es kann daher auch nicht darauf ankommen, in den nachbibli

schen jüdischen Schriften eine Menge Sätze zu entdecken, welche christlichen ähnlich klingen; man wird den Geist, aus dem Mischna und Talmud hervorgingen, einen Geist voller Consequenz und Schärfe, von natürlicher Kraft und nationaler Würde an sich nicht leicht hoch genug schätzen können; es liegt auf jedem ihrer Blätter das Wort R. Judas, des Nasi: „Wisse was über Dir ist, ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr, und alle Deine Thaten werden in ein Buch geschrieben." Es ist auch gar nicht christliche Aufgabe, darin nur eine Colluvies von Ungeschmack und Unsinn zu finden; damit hätte sich ein Volk wie die Juden nicht anderthalb tausend Jahre genährt. Christi Lehre erhob sich nicht aus einem blödsinnigen Volksgeist; sie erhob sich vielmehr gegenüber einer großen Nationalarbeit, die auf den Fundamenten der wahrhaftigen Prophetie des alten Bundes erbaut war. Ein Eindringen in den Geist dieser Arbeit wird die innerlichen Volkszustände, unter denen unser Herr erschienen, tiefer schätzen lernen; man wird erst dann daran gehen können den ungemeinen Unterschied kennen zu lernen, den das Evangelium gewährt. Seine unvergleichliche Herrlichkeit erhebt sich erst dann wie das Morgenlicht, wenn man die ganze sittliche Kraft würdigt, welche der Grund der Schöpfungen des sogenannten Pharisäismus bildet. Freilich liegt das Tastgefühl dieses Unterschieds tiefer wie in archäologischen Einzelheiten und formalen Citaten; es ruht in dem Glauben, den Gottes Gnade durch seinen Geist aus der Prophetie des alten Bundes in die Vollendung des neuen führt. Von diesem geistigen Proceß, den unser Herr Erfüllung nennt, hat das Buch von Renan keine Merkmale. Sie wird nicht erwähnt noch begriffen. Und doch ist es der einzige Schlüssel, der nicht blos zur gläubigen, sondern auch zur wissenschaftlichen Erkenntniß — denn beide sind eins — des Evangeliums und seines Antipoden, des Talmud führt.

Mischna, Midrasch, Talmud, — lassen Sie mich diese Worte der Kürze willen für den Inbegriff der nachbiblischen Lehre gebrauchen — stehen auf dem lebendigen Gott, im Gesetze der Offenbarung, sie wollen die Befolgung ihrer Gebote; sie wollen Liebe Gottes von ganzem Herzen, die Liebe des Nächsten, Reinheit des Lebens; ihr ganzes Wesen ist ein Suchen das Gesetz zu erfüllen, um der Herrlichkeit des Messias theilhaftig zu werden; — von der Consequenz mit der man sucht — und mit der Tag und Nacht, Geist und Herz, Arbeit und Ruhe in das gebotene Gesetz und die davon abhängige Hoffnung eingezogen werden, ist kaum ein Beispiel — aber all dies Suchen ist unterbunden, ihr Geist national begrenzt, ihre Hoffnung abhängig, ihr Messias zeitlich und lokal eingeschlossen. Nicht sowohl die Sprache, als der Geist des Gesetzes hat überall, wohin er sich wendet, innerlich einen Zaun erfahren, der jedes Wort, jeden Spruch, jede Hoffnung, jedes Werk in die Grenzen der nationalen Auffassung einschließt. Wenn man aus dem Talmud ein Schriftstück zusammenstellen könnte, welches buchstäblich der Bergpredigt oder den Reden Jesu überhaupt ähnlich klänge, so wäre doch der Unterschied so groß, wie er eben zwischen zwei Menschen ist, die zwar gleich gekleidet sind, aber sich durch Knechtschaft und Freiheit unterscheiden. Denn im Talmud ist Glauben, Liebe, Hoffnung nur das, was es ist, wenn es im Thun des Gesetzes ist, wenn es innerhalb dieser durch das Gesetz gezogenen nationalen Schranke ist. Die Gerechtigkeit (Zedaka) ist nicht was sie ist, sondern gute Werke — der Nächste nicht, was er ist, sondern vor allen der gesetzübende Israelit, der Gläubige an den lebendigen Gott nicht was er ist, sondern der durch die Ausübung des Gesetzes dies Bekundende. Wenn R. Juda Hanasi sagt: ein sehendes Auge, ein hörendes Ohr — so hat das Bezug

zumeist auf den Gesetzesthäter, den er hört und sieht; — alle Handlungen werden eingeschrieben, nämlich die, welche Gesetzeshandlungen sind. Der Zaun umschlingt den Geist der Sprache und alle Begriffe des Gedankens sind unterbunden wie eine stockende Ader. Christus ist gekommen zu erfüllen und seine Wahrheit macht frei. Frei machen heißt nicht zerstören, sondern er hebt nur den Bann des Zaunes auf und läßt den Geist der Sitte und des Glaubens in seiner lebendigen Kraft und Liebe dahinströmen. Er hebt nicht das Gesetz oder einzelne Gesetze auf, sondern nur die auf das Sichtbare, Zeitliche, in die nationale Gebundenheit drängende Tyrannei des Gesetzes. Der Glaube an den lebendigen Gott des alten Bundes wird frei — darum können die Heiden gerufen werden, die Liebe wird frei — daher die unbeschreibliche Tiefe des Gleichnisses vom Samariter — und der Nächste, den man lieben soll, hat keinen zeitlichen oder lokalen Namen mehr; die Gerechtigkeit wird frei, denn alle guten Werke heben die menschliche Sünde nicht auf, und der Messias kommt nicht, wenn man blos Gesetzeswerke thut, sondern, wenn man, trotzdem man sie thut, ihn erwarten muß, der erlöst.

Jesus hob das Gesetz nicht auf, denn er war eins mit dem Gotte des alten Bundes; nur machte er, der rechte Jacob den Quell des lebendigen Glaubens frei von dem Stein, der darauf lag; er sammelte alle Ströme der Psalmen und Propheten in demselben Gotte, der im Anfang war, frei von den Dämmen, die sie in einem engen Bette gefesselt hatten. Er rückt nur den Zaun weg, der den Geist jedes Wortes, Gesetzes, Spruches und Propheten hemmte, und mit einem Mal fand Alles sein natürlich Ziel, es war in der Freiheit Christi erfüllt.

Wenn nun Renan von Lehrern redet, die Jesus gehabt habe, von Moral, die er vorgefunden, von Sprüchwörtern, die

er angenommen und die er nur mit größerer Innigkeit vorgetragen, wenn er zwar dem Evangelium einen andern Eindruck zugesteht, — denn freilich, sagt er, haben das alte Gesetz und der Talmud die Welt nicht erobert, — so ist alles das kahl und trivial, falsch und mißverstanden.

Das alte Gesetz hat allerdings, aber in der Erfüllung Christi die Welt erobert, nicht der Talmud, weil er keine Erfüllung war. Jesus Sache war es nicht ein paar Sentenzen zu überliefern, die von jüdischen Lehrern nicht gesagt worden sind, und einige Wahrheiten mehr zu publiciren; denn Er ist die Wahrheit und schließt alle andern ein. Er ist nicht ein „liebenswürdiger Rabbi" mehr, der, wie Renan sagt, trotz seiner schweren Moral wenig Originelles hat. Seine Aufgabe war mit einem Wort die Gefangenen zu lösen, d. h. die gebundene Prophetie und die vorhandene Weisheit von dem Zaune zu befreien, der Leben und Lieben unübersteiglich umzog. Seine That war Licht, mit welchem in einem Augenzucken die Suchenden den Weg erkannten, der zur Fülle führt. Die Erkenntniß dessen, was Wiedergeburt ist, unterschied den Meister von Israel, der zu Christo kam, von allen Rabbis, von Hillel bis Hillel. Der Kritiker bedarf zur Scheidung Jüdischer und Christlicher Ethik nicht langer Citate, sondern Erleuchtung. Saulus ward als Paulus ein solcher Kritiker. Was ihm geschah, war nur, daß er sehend ward. Er empfing keine originalen Hagada's und Halacha's, sondern Licht, da sah er das Alte im rechten Geist. Er suchte nichts Neues, er wurde neu. Er hatte nichts zu zerstören, sondern er wurde frei. Die Binden fielen von seinem Geiste, und mit unbeschreiblichem Schmerze und Entzücken sah er Irrweg und Gebundenheit, — Freiheit und Erfüllung. Er sah den lebendigen Brunnen frei, den Stein von Jesu aufgehoben — er sah den Geist von Mose und Propheten in absoluter Kraft sich ausgießen über alle ge-

machten Schranken — und er wurde, weil er so sah, der Prediger des prophetischen Wortes an die Heiden, der heidnischen Glaubensfreiheit an die Juden. Pauli Kritik muß im Geiste anlegen, wer Jesu Stellung zum Talmud begreifen will. So wird er Eifer, Weisheit, Kindschaft in der Tradition des Midrasch nicht zu verkennen brauchen, aber er wird den Bann finden, der geistlich all ihr Sehn und Glänzen blind macht — es fehlt der absolute Glaube, die absolute Hoffnung — es fehlt die freie Erfüllung in Jesu Christo. Dieser kritische Mangel ist freilich ein weltgeschichtlicher geworden. Es theilte ihn das ganze alte Judenthum und die ihm anhingen. Der moderne Ungläubige, bei Juden und Christen, steht offenbar noch tiefer. Saulus, ehe er Christus fand, hatte Eifer, aber mit Unverstand. Den neuen Leuten ist auch der brennende Eifer, der Gott zu dienen sucht, aus den Herzen gewichen, die Liebe verloren, die doch wenigstens ein ideales Gut als das Höchste wußte und dafür unter brennenden Tempeln, Tod und Martern litt und starb. Es ist ihnen zumal nur die Unfähigkeit geblieben, das Geheimniß göttlicher Weltordnung und Erlösung in ihrem Herzen zu fassen — und meinen sie die Gewalt von Glauben und Liebe, die beiden Augen des alten und neuen Bundes, durch ein glitzernd Spielen mit Phrasen und Tendenzen zu ersetzen oder zu bedecken. Für Renan ist gar nicht einmal rechter wissenschaftlicher Ernst gewesen, zu wissen, was Talmud ist. Wenn er ihn das Echo „der scholastischen Wissenschaft vor Christi Zeit“ nennt, so könnte man diese falsche Phrase kaum einer andern vergleichen, als etwa der, die den Codex Justinianeus das Echo des römischen Rechts unter der Republik nennte. Er nennt Talmud, was er hier Mischna, dort Midrasch nennen sollte, denn der von Jerusalem enthielt die Fortschritte der Tradition bis zum Ende des dritten, der von Babylon bis zu dem des fünften Jahr-

hunderts. Eben so leicht hin werden die Männer, welche in den „Sprüchen der Väter" vorkommen, der Zeit Christi zugewiesen, obschon sie vom vierten Jahrhundert vor bis zum dritten nach Christus gewirkt haben. Die wissenschaftliche Notiz selbst wird bei ihm zur Phrase, wie wenn Antigonus von Socho mehrmals als Vorbild Jesu aufgeführt wird, von dem wir einen einzigen Spruch — nicht eine Silbe mehr übrig haben. Die sogenannten Parallelen, die er zwischen Jesu Aussprüchen und Rabbinischen Sätzen anstellt, erschöpfen weder den Stoff, noch sind sie mit Einsicht gemacht. Auch Einer, welcher den durchgreifenden Unterschied, von dem wir vorhin sprachen, nicht begreift, hätte finden können, daß die Freiheit des Evangeliums dieselben Sätze, welche die Ethik des Judenthums im Negativen ausdrückt, in das Licht positiven Lebens gestellt hat. Christus sagt, „Alles, was ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, thut ihnen auch" — während Hillel spricht „was dir verhaßt ist, das thue den Andern nicht." Die Rabbinen loben anderswo (Sabbat 88 b) „Die beleidigt werden und nicht wieder beleidigen, in Schmach dulden und sie nicht erwiedern" — während Christus sagt: „Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen" u. s. w.

Aber für Renan ist eben wissenschaftliche Forschung nicht das Ziel seines Buches. Daher kann man behaupten, daß nicht eine einzige Stelle, in der er sich der nachbiblischen Hülfsmittel bedient, ohne Ausstellung bleiben darf. Ueberall ist das Sachliche zweifelhaft, der Gedanke verschoben. Es sind außerdem nicht geringe Irrthümer begangen, auch sprachlicher Art, die mit der unvollkommenen Auffassung des Ganzen zusammenhängen; denn es soll Alles nur scheinen, blenden, wirken. Es ist ihm wenig von eigentlicher Bedeutung die Leser über jüdisches Volk und Schriftthum zu unterrichten; es passirt ihm, dieselben Schriftgelehrten, die er hier als

Vorbilder Jesu in der Moral darstellt, an einer andern (p. 236) als „jeden moralischen Elementes" baar zu bezeichnen. Denn Jerusalem ist eben nur ein Namen, unter dem Alles gesagt wird, was von Rom gilt, der Tempel stellt die Kirchen dar; die Juden begehen alles was nach seiner Ansicht die gegnerischen Zeitgenossen übel thun.

2. Es ist daher für ihn nicht blos eine Art wissenschaftlicher Behauptung, daß Jesus nicht in Bethlehem,[26]) sondern in Nazareth geboren sei. Denn Jesus soll nicht im Süden, in der Nähe Jerusalems seine Heimath haben. Ja, er citirt

[26]) Man kann sich denken, daß Renan auch die Meinung älterer Kritiker wiederholt, es wisse Johannes nichts von der Reise Josephs und Maria's nach Bethlehem. Johannes erzählt bekanntlich überhaupt nichts von der Jugend Jesu; wenn er die Leute als von Jesum von Nazareth redend einführt, so bedeutet dies so wenig für eine andere Ansicht des Johannes, als für die des Matthäus, bei dem auch die Leute vom Nazarener reden, obschon er die Geburt in Bethlehem kennt. Bei Joh. 7, 42. sprachen sie: „Es ist Christus. Etliche aber sagten: Soll Christus aus Galiläa kommen? Spricht nicht die Schrift von dem Samen Davids und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, soll Christus kommen." Daß Johannes dies mittheilt, beweist genug, daß ihm die Geburt in Bethlehem so bekannt wie den Andern war. Es war auch nicht anders möglich. Die Geburt in Bethlehem gehört zur Erfüllung der Schrift vom Messias, und grade Johannes wiederholt, daß in Christo die Schrift erfüllt sei. „Als Jesus wußte, daß schon alles vollbracht sei, daß die Schrift erfüllet würde" heißt es 19, 28. Wir erinnern daran blos wegen einer Stelle im Midrasch Echa 48. c., die Lightfoot (opp. 2. 496) mit dem besten Text kennt; (bei andern, wie bei Eisenmenger ist er ungenau). Dort verkündet ein Araber: „Geboren ist der Messias der Juden. Welches ist sein Name wird gefragt? Menachem (Tröster) ist die Antwort. Wo weilt er? Antwort: בבירת ערבא בבית לחם." Lightfoot sagt „gratias plurimas promerebitur, qui doceat, quid sit Berat Arba." Berat Arba heißt Höhle, Grotte eines Arabers. Aber unter Arba wird überhaupt ein Nomade, ein Hirt verstanden. Der Hirt verkündigt, es sei der Tröster bei Bethlehem in der Höhle eines Hirten geboren, das ist der Sinn der merkwürdigen talmudischen Stelle, die noch näherer Ansicht werth ist, da sie hier nur abgebrochen gegeben ist.

selbst Matth. 13, 54 (mit den Parallelstellen dafür, daß Jesus in Nazareth geboren sei, denn es heißt, er sei in seine patris zurückgekehrt. Es fällt ihm nicht ein, daß Matthäus unter patris unmöglich Geburtsstätte verstanden haben könne, da der Evangelist selbst Jesu Geburt in Bethlehem berichtet. Sein israelitischer Freund hat ihm nicht berichtet, daß patris so viel ist, wie das hebräische beth-aw, Vaterhaus (mit dem es schon in der LXX. correspondirt) und daß daher, wenn Jacob (1. Mos. 28, 21) sich sehnt, während er in Bethel ist, in sein „Vaterhaus" zurückzukehren, er nicht die Stelle meint, wo seines Vaters Zelt stand, da er geboren war, sondern wo seine Familie und der ganze Geschlechtskreis weilte, dem er angehörte. — Er kann nicht begreifen, weshalb bei der allgemeinen Schätzung Joseph und Maria nach Bethlehem, als ihrer Geschlechtsheimath, hätten wandern müssen. Aber auch darüber hätte er sich Auskunft verschaffen können. Denn die Eintragung in die Katasterrollen bedingte gleichsam die Zugehörigkeit zu dem Orte, an welchem sie geschah, so daß man das eigentliche Heimathsrecht zu verlieren in Gefahr war. Daher nicht blos Jesus und Maria, sondern Jedermann ging, „um sich schätzen zu lassen" in seine Stadt (εἰς τὴν ἰδίαν πόλιν). Es lag außerdem auf der Hand, daß der Evangelist, der für Zeitgenossen schrieb, sich gewiß dieser Nachricht enthalten hätte, wenn sie a priori unwahrscheinlich war. Aber die gelehrten Rationalisten haben daran nicht einmal Anstoß genommen und Renan hätte bei ihnen die Stelle des Livius finden können, wo der Consul alle Latiner nach Hause schickt, daß sie in ihren Städten geschätzt würden (omnes in suis civitatibus censerentur) Liv. 42, 19.

Wenn nun Nazareth sein Geburtsort ist, so kann nach Renan Jesus auch kein Hebräisch verstanden haben, denn es sei ein obskurer Ort, ohne eigentliche Schule und Lehrer. Gerade in neuerer

Zeit aber ist die Nachweisung gelungen, daß Nazareth[27]) bei den Juden als Sitz einer der Priesterklassen galt. Was

[27]) „Nazaret" heißt es bei Renan p. 64 wird weder in den Schriften des Alten Testaments, noch im Josephus, noch im Talmud erwähnt." Diese Behauptung ist allerdings aus älteren Autoren entlehnt, und wiederholt, denn noch nicht lange ist die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, daß Nazaret auch im Talmud erwähnt ist. In dem Buche Twuat haarez hat Schwarz (p. 98 a.) die glückliche Vermuthung aufgestellt, daß unter Nazaret, welches noch in späterer Zeit den Namen Weißstadt von den weißen Felsen trug, (cf. Raumer, Palästina p. 132), (medinat labnat) die im Talmud erwähnte Stadt עיר לבן בהר Stadt Laban (Weißstadt) auf dem Berge (Menachot 86 b.) zu verstehen sei. Noch interessanter ist, daß sie der älteste hymnologische Dichter Elasar Kalir, dessen Heimath sicher Palästina selbst gewesen ist, aus alten Nachrichten, als eine der Priesterstädte Israels bei ihrem Namen nennt (נצרת) Nazaret. Er beklagt, daß ihre Priester an alle Enden der Welt zerstreut sind, während allerdings bis Constantin nur Juden darin gewohnt haben. (cf. בכי תמרורים Metz. 1768. p. 23 b. cf. Frankel Zeitschr. für Wissensch. des Judenth. 1853. p. 148). Trug Nazaret die Tradition einer Priesterstadt und war ihr anderer Name (עיר לבן), der wahrscheinlich in der talmudischen Zeit von den Juden vorgezogen wird, weil an Nazaret christliche Prophetie hing, mit dem Ausdruck „Stadt" componirt, so kann man getrost weiter gehen und den Namen der Stadt sogar im alten Bunde finden. Nazaret lag in den Grenzen des alten Stammes Sebulon. Unter den vier Priesterstädten, welche zu Sebulon gehören, hieß auch eine Karta d. i. Stadt, wobei offenbar die nähere Bezeichnung weggelassen ist, weil keine andere in Sebulon diesen Namen trug (Josua 21, 34).

Aber wenn Nazaret eine Priesterstadt war, so fiel auch ein anderer Schluß fort, den Renan sich aneignet, nämlich daß Jesus nichts gelernt hatte, die hebräischen Schriften nicht verstand, „weil in Nazaret keine höhere Schule gewesen sei." (p. 75).

Es geht durch das ganze Buch, wie durch seine Autoritäten der große Irrthum, daß Galiläa ein vernachläßigtes, ungebildetes, wenig bevölkertes und gebildetes Land gewesen sei. Es wird anderen Orte überlassen bleiben nachzuweisen, daß dies ein Vorurtheil ist, welches der Geschichte, den Nachrichten des neuen Bundes, vor allen den jüdischen Quellen und auch dem Josephus widerspricht.

Es ist anzunehmen, daß keine seiner bekannten Städte ohne Schule der Schrift und des Gesetzes war. Wie sollte sie in Nazaret fehlen, wenn es eine Priesterklasse und eine rein jüdische Stadt war!

Renan außerdem von dem Unterricht der jüdischen Jugend sagt, ist völlig irrig.[28]) Man hat eben, wovon bei einem hochtönenden Lehrer an einer Hochschule die Erfahrung nicht

---

[28]) In einem vortrefflichen Aufsatz (in Frankels Zeitschrift 1854 p. 251) &c. des verstorbenen Dr. Beer, eines der würdigsten jüdischen Gelehrten neuerer Zeit — konnte er lesen: „Um die Kenntniß des Urtextes der heil. Schrift zu erleichtern und überhaupt Geläufigkeit in Handhabung der hebräischen Sprache zu erzielen, wurden die Knaben schon in früher Jugend (vom 6. bis 10. Jahre) zum hebräisch Sprechen angehalten und darin geübt, worin Väter, die den Anspruch auf Religiosität und Bildung machten, vornämlich in Palästina, mit gutem Beispiel vorangingen" u. s. w. (Sifri zu Deut. 11, 19. Jer. Sabbat 1, 3.). Im 10. Jahr wurde der Unterricht in der Mischna, d. h. im Gesetze begonnen, und man muß dabei nicht blos an das Buch denken, welches heute so heißt. Es ist daher dem damaligen jüdischen Leben nicht entgegen, was Lukas von der Lehrkunde des 12jährigen Jesus erzählt (2, 46). Wie sollte dies auch sein, da Lucas für solche erzählt, die das jüdische Leben kannten. Es wäre hier zu weitläufig, vom jüdischen Unterrichte damaliger Zeit zu handeln. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Jesus — um menschlich so zu reden — gut unterrichtet und erfahren war von Jugend auf in Halacha und Hagada, wie sie damals gelehrt wurden. — Freilich stürzt, so bald wir einsehen, daß Jesus nicht als Ignorant aufwuchs, der ganze psychologische Bau von Renan zusammen. Denn er mußte völlig unwissend sein, um der zu werden, welcher er für ihn sein sollte. Insofern konnte man die Kritik über Renan schließen, wenn man ihm nachgewiesen hat, daß Jesus seine Bildung nicht blos durch den חזן Chasan (Hazzan) erhalten hat (p. 76 und p. 172). Denn mit der Kenntniß dieses Namens prunkt Renan gar sehr und mehrfach, obschon er die eine Stelle (Sabbat. Mischna 1, 3), die er citirt, nicht verstanden hat. Chasan (Hazzan) von חזא sehen, ist so viel wie Aufseher, Inspektor, und entspricht seiner ursprünglichen Institution ganz dem deutschen Küster (von custos). Als solcher Aufseher und Küster verband er, wie dieser eine Aufsicht über die Jugend; es ist uralt, daß Küster und Elementarlehrer vereinigt waren. Als solcher wurde er auch der Cantor, der Vorsänger und Vorbeter in den Synagogen, wie dies alles in der christlichen Kirche analog sich gestaltete. Heut zu Tage ist der Ausdruck nur noch mit dem Cantor verbunden. Früher entsprach er für Synagoge und Schule mehr seinem eigentlichen Namen. Dies ist auch der Sinn der Mischna (Sabb. 1, 3). Er inspicirt, (רואה) wie die Knaben ihre Lection einüben.

verborgen sein sollte, noch keine Vorstellung über Volksleben und Volksbildung, wenn man einige Citate aus alten Büchern neu nachschlagen läßt. Ebenso verworren, Zeit und Umstände kritiklos durch einander werfend ist, was er über die hellenistische Bildung bei den Juden sagt.[29]) Aber weil er wollte,

---

[29]) „Er ist nicht anzunehmen, sagt er, daß Jesus die griechische Sprache verstanden habe. Dieselbe war wenig in Judäa verbreitet."

Wir stellen zuvörderst dieser Behauptung die Autorität Asaria de Rossi's, eines der gelehrtesten Juden des 16. Jahrh. (Meor Enajim p. 50 ed. Mantua) und des Dr. Zunz gegenüber (Gottesd. Vortr. p. 10), welcher sagt „die Sprache von Hellas war selbst in das Hebräische und Aramäische eingedrungen und stand bei den jüdischen Weisen Palästina's in hohem Ansehn."

Denn sehen wir die Citate an, die sich schön bei Lightfoot an verschiedenen Stellen finden. Renan hat sie nicht angesehen. Denn sie beweisen sämmtlich das Gegentheil von dem, was er im Texte sagt. In Schekalim 3, 2 sagt R. Ismael, daß im Tempel die Kasten, in welchen das erhobene Geld lag, mit griechischen Buchstaben bezeichnet waren. In den Stellen aus der Jerusalemer Megilla (cf. Lightfoot Hor. Hebr. zu Matth. 1, 23 opp. Franeker 2, 253) ist davon die Rede, daß die Schrift in keiner andern fremden Sprache übersetzt werden solle als griechisch. In der Jerus. Sota 7, 1. wird berichtet, daß man in Cäsarea griechisch gebetet habe. Dasselbe gilt von den Stellen des babyl. Talmuds (Baba Kama 83. Meg. 86), wie aus Lightfoot opp. 2, 705 zu ersehen war.

Noch dreister und drastischer tritt dies auf S. 77 hervor, wo von Jesus gesagt wird, er habe keine Kenntniß der griechischen Cultur haben können, denn „diese Cultur war wenig geachtet von den Paläst. Schriftgelehrten, welche den, der Schweine zieht und seinem Sohne die griechische Wissenschaft lehrt, mit gleichem Fluche belegten." Um den absoluten Sinn dieses vielfach abgeschriebenen Satzes zu erkennen, hätte man nur Selden de Synedriis lib. II. cap. 9 nachzuschlagen brauchen. Der Ausspruch, welcher aus Zeiten des Kampfes und der Gefahr nach der Zerstörung Jerusalems herrührt, lehrt vielmehr, daß ein Eifer nach חכמת יונית griechischer Weisheit vorhanden gewesen ist, denn es haben sich ihre Folgen für jüdisches Leben, als solche kund gethan, wie das Züchten der Schweine, d. h. es hat das Studium griechischer Wissenschaft, als welche hier Philosophie und Heidenthum verstanden wird, jüdisches Leben verunreinigt und entheiligt. Es erzieht unreine Kinder, wer sie mit heidnischen Lehren unterrichtet. Das ganze Volksleben in Kleinasien, Syrien und Palästina

daß Jesus unwissend genug sei, um kein griechisch zu verstehen, werden einige Stellen aufgestellt, in denen von dem Wider-

---

war griechisch durchzogen. Griechenthum wurde für Juden und Christen identisch mit Heidenthum. Die griechischen Christen, die griechisch redeten und lebten, Paulus, der griechische Sprache und Literatur kannte, die Kirchenväter, die in der Cultur ihres Landes erzogen waren, nannten Griechenthum — Heidenthum. Denselben Sinn hatte „griechische Weisheit", wenn sie der Weisheit des Gesetzes gegenüberstand. Sie war die national- wie glaubensfeindliche Lehre, ein Fallstrick in Zeiten der Gefahr und des Abfalls. Von dieser Weisheit des Heidenthums gilt auch, was R. Ismael gesagt hat, (Menachoth 99. b.) man solle sie nicht bei Tag und nicht bei Nacht studiren, denn es steht geschrieben, du sollst Tag und Nacht dem Gesetze obliegen.

Wir erwähnen dies beiläufig, um solchen, die den Quellen ferner stehen, von dem Anstoß an solchen Citaten zu befreien. Renan hätte dies, wenn er seine eigenen Citate dazu nachgeschlagen, selbst eingesehen. Denn nur die mittleren drei, die viel abgeschriebenen, sprechen von jenem Satze — das erste Citat Sanhedrin 10, 1. redet von dem, der ketzerische Bücher liest (ספרים חיצונים), und das letzte 2. Macc. 4, 10. spricht von der gewaltsamen Einführung griechischer, nationalfeindlicher Sitten durch Antiochus Epiphanes. Die geistlose Anführung dieser Stelle wäre allein hinreichend, die ganze Kritik Renan's zu richten. Der Autor, dem er die Citate entlehnte, hatte dies darum hinzugeschrieben, weil er das talmudische Citat, welches Heidenthum wie Schweinezucht ansah, (Babakama 82. b. Menachoth 64, b.) von Hasmonäern d. i. Maccabäern reden sah. Aber es redete nicht von den Zeiten des Antiochus, sondern von der Zwietracht zwischen Hyrcan und Antigonus und will überhaupt nur lehren, daß der innere Zwiespalt nur durch Geringschätzung der jüdischen Sitten genährt ward, und geht, wie auch Sota 49 andeutet, auf spätere Zeiten, auf den Krieg von Titus gegen die Juden. Grade seit der Zeit der Maccabäer ist griechisches Wesen, so tief in alles Sprechen- und Schreiben der Juden eingedrungen, daß griechische und römische Begriffe ihr ganzes Leben bezeichnen, so weit dies eben in der Sprache sich darstellt (vgl. m. Gesch. der Juden p. 28). Das war nur möglich, wenn Jedermann griechisch zu reden vermochte, und dies ist die Meinung des Josephus am Schluße seines Buches über die Alterthümer, wenn er sagt, man hätte das Griechische, als den Dialekt des Volkes überhaupt gering geschätzt; nur Leute, wie er, hatten sie wissenschaftlich studirt, denn bei allen Andern gelte als Mittelpunkt der jüdischen Weisheit das Gesetz.

willen der jüdischen Lehrer gegen das Griechenthum geredet ist. Es genirt ihn dabei nicht, daß diese Sätze dem griechischen Heidenthum und seiner Philosophie, nicht der Sprache gelten. Mit demselben Rechte konnte man schließen, es hätte Chrysostomus kein Griechisch verstanden, da noch in seiner Zeit die Hellenes ein Begriff für Heiden war. Der Einfluß, den die griechische Herrschaft auf die Sprache der Juden zur Zeit ausübte, war vielmehr ein nicht hoch genug zu schätzender. Das Griechisch, welches in Syrien und Palästina gesprochen wird, ist freilich ein Volksgriechisch gewesen. Es war kein Ziel der Bildung — wofür allein das Gesetz galt — nur ein Mittel des Lebens und Verkehrs. Das mußte die Geschichte der Apostel, und zwar nicht blos Pauli, hinreichend lehren. Es kommt ja für unsere Auffassung des Heilandes wenig darauf an, ob er einige Vocabeln mehr oder weniger gesprochen habe — aber die ganze Willkür dieser neuen „Leute" offenbart sich, die eine rabulistische Advocatur ihrer Tendenzen „Kritik" nennen.

Da Jesus kein Griechisch verstehen konnte, so waren ihm auch die Essäer fremd geblieben. Es ist diese Behauptung Renan's nicht zu übersehen. Die alten Rationalisten hatten, um den erhabenen Lehren Christi einen Hintergrund zu verschaffen, sie geradeweges aus der Philosophie der Essäer abgeleitet und es zeigt dies wenigstens noch von der natürlichen Pietät, die ihnen übrig geblieben war. Für Renan war dies zu viel. „Jesus kannte (außerhalb des wenigen, was er vom Judenthum wußte), nichts." Es liegt auf der Hand, daß die eine Behauptung eigentlich ebenso viel werth ist, wie die andre, obschon die ältere Meinung wenigstens in einigen historischen Prämissen zugelassen werden kann. Ueber die Stellung der Essäer im Judenthum aber, eine auch in neuerer Zeit wieder hervorgehobene Untersuchung, können wir hier nichts weiter

sagen. Nur berichten wollen wir, um ein anderes Curiosum im „Leben Jesu" daran abspiegeln zu lassen, daß bedeutende jüdische und christliche Gelehrte die Essäer für identisch gehalten haben mit den in Mischna und Talmud vorkommenden Boethusim, Boethosäern (ביתוסים). Man kann schon aus dieser Hypothese entnehmen, daß diese Letzteren also, welche nur in den Schriften der Juden vorkommen, dort als eine rein kirchliche, dogmatische Sekte geschildert wurden. Dies ist auch in der That der Fall und die Juden haben in ihnen eine mit den Sadducäern verwandte Lehrmeinung erkannt. Diese Boethusim nennt aber Renan „einen neuen weltlichen, sehr wenig frommen priesterlichen Adel, der so ziemlich mit den Sadokiten verschmolz" (p. 244).[30]) Und woher das? Weil Herodes einen Simon, der der Sohn eines Boethus war, zum Hohenpriester gemacht hatte. (Joseph. 15, 9. 3.) Nun kennt Josephus selbst gar keine Boethusim, der Name Boethus war ein häufiger; wo sie vorkommen, betrifft alles was sie sagen, die specifische Lehre, das Abschneiden der Pflichtgarbe (Mischna Menach. 10. 3) Tephilin (Sabbat 108a) Neumond und Aehnliches. Die jüdische Tradition (Aboth de R. Nathan 5) sieht allerdings in ihnen eine Gattung Sectirer, welche den Satz des Antigonus von Socho mißverstanden haben und nicht von einer Vergeltung Gottes ihren Gottesdienst abhängig machen wollten. Es führte dies zu Hochmuth und Prunksucht. Dieselbe jüdische Tradition stellte Sadducäer und

[30]) p. 244, 353, 367 wird erzählt, es seien die Boethusim dieselben, wie die im Evangelium bekannten Herodianer. Aber es gab Boethusim vor und nachdem Herodes längst vergangen war. Von diesen Anhängern und Beamten scheinen sich die Juden ganz anders ausgedrückt zu haben, indem sie sie Sklaven (δοῦλοι) nennen. Aber die ganze Idee wie der Einfall, es seien die Boethusim, Sadducäer und Herodianer eins, obschon er ihn wiederholt (p. 244, 353, cf. 367) gehört ihm nicht an. Er findet sich zuerst bei Grotius, wie vieles Andere.

Boethusim als Schüler eines Sadok und Boethus bis zu den Zeiten des Antigonus hinauf, der lange vor Hillel und den Maccabäern lebte.

Aber die Tendenz, einen Theil der katholischen Aristokratie in Frankreich zu signalisiren, reicht aus, eine solche monströse Hypothese vorzutragen. Sie werden noch in dem, was er von Sadducäern sagt, übertroffen. Das sind nämlich „die Priester, Mitglieder jener ungläubigen Aristokratie, welche zwar vom Altar lebte, aber doch darin nur Eitelkeit sah. Denn die Priesterkaste hatte sich in solchem Maaße von dem Nationalgefühle und der großen religiösen Richtung, welche das Volk fortriß, getrennt, daß der Name Sadoki, welcher eigentlich Mitglied des Priestergeschlechts Zadok hieß, synonym wurde mit Materialist und Epikuräer."

Es ist dies so ernst vorgetragen, daß man den Schalk kaum erräth. Aber zu solcher Neckerei muß man wissenschaftliche Art nicht erniedrigen. Man glaube ja nicht, daß, weil in der Note eine Reihe Talmudstellen zusammengetragen sind, darin etwas sich vorfinde, was solche Wunderlichkeiten unterstütze. Man sehe Ezechiel 44, 15 nach, wo von den Priestern, den Leviten, den Söhnen Zadok's, die Rede ist, um die ganze Frivolität wahrzunehmen. Priesterliche Ordnung war in dem Volke Gottes auch beim Verfall Einzelner etwas so Heiliges, daß es über die Ahnung solcher Einfälle erhaben ist. Selbst historisch ist die Sache ohne Anlaß, da, wenn der Priestername zu Ketzern entweiht sein sollte, man sie nach dem Priestervater „Söhne Aarons, Aaroniten" hatte nennen müssen. Die Sadducäer waren allerdings Weltleute und gegen die Tradition, aber nicht ganz so arg, wie die Kreise Renans. Denn es ist ihnen nie eingefallen, sich als die Fortsetzer Aaron's auszugeben. Sie hatten eben ihren Namen von einem Zadok, (der Name war häufig) wie die Boethusim vielleicht von

Boethus, wie die Epikuräer von Epikurus. Sie zweifelten zwar an der Seelen Unsterblichkeit, hielten sich aber verpflichtet, das Gesetz zu erfüllen und standen noch so weit in demselben, um mit den Pharisäern über die traditionelle Auslegung zu disputiren.

Boshafter ist es, wenn er p. 100 nebenher die Zeloten (Kenaim) mit den Sicariern gleichstellt. Kenaim waren Eiferer, die sich am Priester Pinchas (Phinees) glaubten ein Beispiel nehmen zu dürfen, der die Buhlerei vor seinen Augen nicht ertrug. Der mögliche Unfug, der damit getrieben werden konnte, wird getadelt (Jer. Sanhedrin p. 56 b.) Sicarier waren aber etwas ganz Anderes, die auch die jüdischen Schriftsteller mit Namen und Sache kannten. Sie waren Mörder von Profession (Joseph. Ant. 20, 8. 5.), wie bekannt ist. Die Zeloten und Sicarier zu identificiren (Zelotes ou Sicaires) wäre bei Renan so viel, als wenn man statt des Beiworts Fanatiker zur Abwechslung auch den des Banditen gebrauchen wollte, oder ob Simon Zelotes, der Apostel auch genannt wäre „Simon der Mörder." Leute wie Renan in unsern Tagen sollten sich hüten, daß man dergleichen boshafte Späße „seiner aufrichtigen Wissenschaft" nicht an schrecklichen Beispielen zurückgäbe, wenn dies würdig wäre.

Bloße Unkenntniß zeigt sich p. 172, wo er die Aemter der Synagoge angiebt. Der Archisynagogus ist mit dem Abbeth din dem Schulhaupt zu vergleichen. Der Diakanus entspricht dem Hasan, als Küster und Helfer. Dagegen war der eigentliche Vorbeter und Vertreter der Gemeinde, welcher ihr „Bote" (שליח) (apostolus) hieß. Der Hyperethes, Schamasch ist ein Diener im allgemeinsten Sinn. Tiefer zeigt sich der Mangel p. 223. Allerdings ist das Wort paradisus wie tausend andere in das damalige Idiom der Juden übergegangen und hat überall den eigentlichen Sinn des Ein-

gehegten, auch geistig Verschlossenen, Unzugänglichen. Wenn Renan das talmudische Citat Chagiga 14 b. sich hätte deuten lassen, so würde ihm deutlich gewesen sein, daß die jüdischen Lehrer bei weitem nicht unter Paradisus das Gan Eden verstehen (vergl. m. Gesch. der Juden p. 42.).

Doch wir haben S. 205 übersprungen, bei dem Gleichniß, daß ein Kameel eher als ein Reicher durch das Nadelöhr gehe. Hier werden die Kirchenväter getadelt, welche anstatt an ein Kameel, an ein Tau (κάμιλος) gedacht haben, „denn sie hätten das semitische Sprüchwort nicht gekannt.“ Und nun werden zwei talmudische Stellen citirt (die aus Lightfoots opp. 2. 347) entnommen sind, sie reden aber nicht vom Kameel, sondern vom Pil, dem Elephanten, und die Stelle des Coran ist offenbar nur dem Evangelium nachgeahmt. Freilich ist im Sprichwort ein Kameel, kein Tau zu verstehen; das ist aber gerade das Bemerkenswerthe, daß die Babylonischen Spruchformen das Kameel nicht haben.

Es würde zu weit führen, um den tendentiösen Mißklang talmudischer Compilation ausführlich zu betrachten, der sich bei ihm an die Namen Hillel, Gamaliel, Nicodemus knüpft. Die talmudischen Citate auf p. 246 über den Letzten sind aus Lightfoot opp. 2. 609, wo auch die Andeutung sich vorfindet, die Renan wiederholt, als ob der Freund Jesu derselbe sein könne mit dem Nicodemos, der im Talmud als reicher und gepriesener Mann bis an sein Ende vorkommt. Er soll auch Bonai (בוני) geheißen haben und an einer andern talmudischen Stelle wird ein Schüler Jesu ebenso genannt. Wie gesagt, das ist alles schon bei Lightfoot, aber ein moderner Kritiker, dem ein Israelit beim Talmud hilft, sollte das nicht abgeschrieben haben. Der talmudische Nikodemos lebt in Preis bis an seinen Tod unter den Juden, wie noch seine Tochter unter ihnen vorkommt. Jener Schüler Bonai in der fabelhaften Stelle

bei Sanhedrin 43. a. stirbt den Märtyrertod, und soll einen der Evangelisten, wahrscheinlich Johannes vorstellen. Nikodemus, der Schüler Christi bei der Nacht, ist aber zuletzt sein Bekenner am Tage geworden. Auch der Banu, welchen Josephus sein Lehrer nennt, hat hiermit nichts zu thun, er hat den Namen von seiner Lebensart.

Ueber Gamaliel sei nur die eine talmudische Stelle erwähnt, um die frivole Neigung, wie sie sich im Buche zeigt, anzudeuten. Gamaliel, sagt er, war ein Weltmann, er ging nicht mit verschlossenen Augen einher, sondern sah die Frauen an, sogar die Heidinnen — nämlich damals als er, wie der Talmud erzählt (auch bei Lightfoot Cent. Geogr. Cap. 28 zu finden) er eine Heidin segnete, die so fromm war im Tempel zu beten.

Wir müssen uns begnügen anzugeben, daß die mißverstandenen talmudischen Stellen über das „Reich Gottes" p. 119 besser bei Lightfoot zu Matth. opp. 2. 264 enthalten sind. S. 128 befinden sich in der Note zur Erklärung des Spruches vom Balken im Auge zwei talmudische Citate, die aus Lightfoot opp. 2. 304 entnommen sind, und dort wie gewöhnlich ausführlich übersetzt stehen. Auf S. 182 wird von Zöllnern gehandelt, aber das talmudische Citat zu Nr. 4 ist aus Lightfoot 2. 296 in not. 5 aus Lightfoot 2. 555. Ebenso unvollkommene Nachweisungen, als die aus den klassischen Autoren, wo zwar nicht Tacit. Annal. 4. 6, was citirt ist, sondern 13. 50. 11 die publicani erwähnt sind. Vergl. meine Geschichte der Juden p. 3. — Ueber die Sprachweise der Galiläer finden sich p. 237 zwei talmudische Citate, die aus Lightfoot opp. 2. 232 genommen sind. Auf S. 350 wird über den Bann eine talmudische Stelle citirt, sie ist dahin aus Lightfoot 2. 890 gekommen, wo sie aber gründlicher behandelt ist. Es ist nicht schwer diese Nachweisungsliste überall hin auszudehnen,

wenn sie erquicklich wäre. Nur einige sprachliche Anmerkungen mögen schließen. In einem Anfluge von Theosophie (p. 271) redet er von dem ange-metatrône, dem den Thron Gottes theilenden Engel, den die jüdische Theologie mit dem „Wort" identificirt. Es hat nie ein griechisches Wort *μετα θρονος* gegeben. Das rabbinische Wort מטטרון, von welchem die Rede ist, stellt das lateinische Wort metator vor und soll eben durch diesen Begriff jeder Identität mit Gott vorbeugen (vergl. meine Geschichte der Juden p. 41, Sachs Beitr. zur Sprach- u. Alterthumsforsch. p. 108). Es wäre zu weitläufig, das ganze Mißverständniß, das sich an diesen Begriff für die jüdische Theosophie knüpft, zu entwickeln. Joh. 14, 16 wird von dem *παράκλητος*, dem Anwalt und Tröster gesprochen, den Jesus den Seinen senden werde. Das Wort ist wie *κατήγορος* der Ankläger in die rabbinische Sprache der Zeit übergegangen. Aber warum er nun selbst Peraklit schreibt, was nur die verderbte Aussprache der neueren Juden ist, kann gar nicht eingesehen werden. (p. 323). Aber der Berichterstatter ist zu Ende — leider ward er oft ein קטגור, ein Ankläger. Gern wäre er nun in etwas parakletisch!

V.

Oft während dieser Bericht abgestattet wurde, überfiel mich das besorgliche Gefühl, dem Verfasser des Lebens Jesu zuviel Tendenz zugeschrieben zu haben. Es sollte ja nicht damit weh gethan sein, nur der Schein enthüllt, die Wahrheit gesagt werden. Und nach wiederholter Betrachtung wurde es gewiß, daß eine subjektive Gemüthserregtheit den Hintergrund zu seinen Tendenzen bildet, die freilich eben so unlösbar mit der ganzen Absicht des Buches verschmolzen ist, wie es, glaube

ich, nur französischen Naturen und Autoren möglich ist. Phantastische Reizbarkeit und persönliche Eitelkeit scheinen so sehr mitgewirkt zu haben, daß sie selbst durch die große Kunst der Arbeit durchschimmern. Es ist in der That nicht ein Buch, welches zu Personen reden will, sondern eine Person. Da ist kein Autor, der sich selbst vergißt, wenn er gelehrte Forschungen anstellt, sondern der seine Erfahrungen, seine Erregungen, seine Leidenschaft, seine Apologie in das Buch, als gehörten sie hinein, verwebt hat. Man hat ihn in Zeitungen mehrfach von jüdischer Abkunft gehalten. Es ist dies nicht der Fall. Man weiß nicht, ob das Gerücht daher entstanden ist, daß man wie in früherer Zeit jeden Ungläubigeu einen Judaizanten nannte, oder daß ihn andere dadurch los werden wollten. Er stammt aus der Bretagne und zwar aus dem entschieden celtischen Theil derselben. Er hat des „celtischen Ernstes und Genies" mehrfach Erwähnung gethan. Es kann keine unverständliche Idiosynkrasie sein, wenn er in Palästina den Norden auf Kosten des Südens unverhältnißmäßig erhebt. Der Norden habe allein fast das Christenthum gemacht (p. 104), der Süden sei nur der Sitz des Pharisäismus gewesen, der von Jerusalem aus das Mittelalter bis auf unsere Tage durchschritt. Aus dem Norden seien alle Apostel gekommen, auch Jesus von Nazareth. Nur Judas Ischarioth sei ein Südlinger. Nun ist zwar dies nicht zuzugeben — und Johannes der Täufer wie der Apostel Paulus sind auch aus dem Süden — allein die Bretagne ist die nordwestliche Provinz Frankreichs und im Süden der Sitz des positiven Katholicismus. Jean Bodin, sein staatskundiger Vorgänger, sein Genosse im Zweifel, sein provinzieller Nachbar, wie er jüdischen Ursprungs wegen seiner Ideen beschuldigt, hat eine ähnliche Phantasie. Für ihn sind die Völker des Nordens die der Arbeit und der mechanischen Künste, die des Südens bestimmt Reden zu halten, zu kom

mandiren und Staatsverfassungen zu etabliren.[31]) Aber für Bodin ist Frankreich und Anjou Süden, während bei Renan die Bretagne nördlich liegt, Galiläa ähnlich „wo die zarten und fein organisirten Gemüther zu Hause sind." Es scheinen einige Parallelen gezogen werden zu können. Auch in seiner Vaterstadt Treguier (Trecorium) la Trecorienne (celtisch gewöhnlich Lan-Dréger) sind, wie er von Galiläa schildert, gemüthliche, kindliche Leute, noch etwas abergläubisch und schaukeln sich auf ihrem Meere. Ihre Aussprache ist ebenfalls entweder celtisch oder ein französisches Patois, wie Renan von den Galiläern bemerkt, daß sie sehr belacht werden (p. 237). Galiläisches Blut war gemischt, wie das der Einwohner der Bretagne. Man hatte von der schnellen Fassungskraft der Galiläer, wie er anführt, keine besondere Vorstellung, wie denn schon Comines von den Bretagnern ein Sprüchwort anführt, daß sie immer erst durch Schaden klug werden.[32]) (Sapiunt icti.) Er hat einen harten Kopf wie ein Breton, ist ein celtisches Sprüchwort noch heut.[33])

Renan hat seinen ersten Unterricht auf dem kleinen Seminar in Treguier genossen;[34]) von da kam er nach Paris, wo er Schüler des damaligen Abtes Dupanloup, jetzigen Bischofs von Orleans war. Zu St. Sulpice unter Leitung des

---

[31]) cf. den Heptaplomeres herausg. von Guhrauer p. XXXI.

[32]) Cominaei Commemor. lib. I. cap. 16 „Ambo hi principes ut proverbium de Britannis fertur, sapiunt icti."

[33]) „Kaled eo hé benn ével da eur Breizad" cf. Dieffenbach: Celtica 2. p. 165. Diesen harten Kopf haben die Bretagner sonst voll Treue für ihre Freiheiten und ihren König in blutigen Kämpfen zu langem Ruhme in der Revolution bewährt.

[34]) Die folgenden Mittheilungen sind aus dem empfehlenswerthen Blatte: De Heraut: eene nederlandsche Stem voor Israels Koning, das in Amsterdam erscheint und sie aus franz. Nachrichten aufgenommen hat. No. 38 vom 18. Sept. 1863.

gelehrten Abtes Le Hir erwarb er die Kenntniß der orientalischen Sprachen. Er war noch ein junger Mann, als er diese Anstalt und den geistlichen Stand, dem er sich gewidmet hatte, verließ.

Es geschah dies unter großen Opfern. Er hatte weder Geld, noch Stellung, noch Aussicht. In einem ärmlichen Stübchen in der Rue del' epée erwarb er sich durch großen Fleiß und wie man sagt, durch „seine bretonische Willenskraft“ Kenntnisse und Unterhalt. Im Jahre 1847 gewann er einen Volney'schen Preis, womit sein Glück gemacht war. Seine Frau ist eine Schwester des Malers Heinrich Scheffer und der Erzbischof von Paris hat ihn getraut. Sein Abfall hat seine Freunde, Lehrer und Landsleute tief betrübt. Wir fürchten doch, daß psychologisch tief liegende Spuren persönlicher Gereiztheit die ersten Anfänge desselben andeuten. Verletzungen, die er erfahren zu haben scheint, glaubt man beobachten zu können. Es ist wahr, daß kirchliche Obere manchmal nicht genug auf ihrer Hut sind, jüngeren eigenthümlichen Naturen gegenüber. Mangel an pastoraler Weisheit kann leicht zum Fallstrick werden. Denn sonst darf man Renan gerade einen Anflug poetischer Mystik zusprechen, den er entweder für die Kirche besitzt oder noch von ihr geerbt hat. Offenbar sind auch — wenn es möglich, einen Augenblick von der Tendenz abzusehen, psychologische Tiefblicke das Werthvollste in dem Buche. „Die verständigen Erklärungen“, sagt er p. 89, „haben immer etwas Ungenügendes.“ „Der Rationalismus hat jedes fruchtbare Gefühl der Gottheit erstickt“ (p. 115). „Josephus, sagt er, hat Alles, was messianische Lehren betrifft, mit einem Firniß gewöhnlicher Redensarten überzogen, der alle jüdischen Sektenhäupter wie Professoren der Moral oder Stoiker erscheinen läßt.“ (p. 141). Es ist ja sein Firniß, d e n er

dabei schildert, welcher, wenn auch noch schwärzer und glänzender, selbst den Namen des höchsten Hauptes antastet.

Es ist ein Widerspruch im Buche Renan's, den nicht blos seine Kunst, bekannte und schöne Worte für contraire Begriffe einzuführen, erklären kann — den aber die ganze moderne Richtung, der er angehört, „jene aufrichtige Wissenschaft", wie er sie nennt, mit ihm theilt. Jener Widerspruch, in dem sich der Wolf befand, der ein Löwenfell gefunden und dem Fuchse glaubte, daß er nun ein König sei. Er wollte gern ein König sein, aber das Hundegebell konnte er nicht ertragen. Dem modernen Menschen, der königliche Gedanken des rechten Herrn gefunden, und weil er sich sie angeeignet, sich selbst für göttlich hält, geht es ebenso. Trotz aller Selbstvergötterung fühlt er auf jedem Schritt den ängstlichen Drang der Menschlichkeit. Wie der Furchtsame in der Nacht, übertäubt er seine Furcht durch traurige Invectiven gegen den bestohlenen Gott, wie Pascal tiefsinnig sagt: rien n'est plus lâche que faire le brave contre dieu.

Renan offenbart dies zuweilen, wie es scheint, ohne es zu wollen. Er sagt u. A. zu einem solchen Werke, wie es ihm vorliegt, gehöre, daß man geglaubt habe, aber nicht mehr glaube. Denn die Liebe sei auch ohne Glauben möglich. Doch nur, wenn man Dinge liebt, zu denen das Wort Liebe nicht mehr verwendet zu werden pflegt. Mag er seine gefühlvollen Frauenkreise fragen, ob Liebe ohne Glauben lebt. Wahrscheinlich sind Renan die Glocken seiner Heimath noch nicht verklungen. Liebe ohne Glauben ist eine Glocke ohne Ton.

Er beweist es selbst. Seinem Buche geht ein zärtlicher Brief an seine verstorbene Schwester als Widmung voraus, dem es mir leid sein würde mit dem Bühnenbau des Buches in Verbindung zu bringen. Am Schluß ruft er aus: „offenbare mir o bon genie" diese Wahrheiten, welche den Tod beherrschen.

So ist denn auch hier keine Liebe ohne Glauben, wenn auch für den Löwen von Juda, den göttlichen Herren, der Glaube an Schwester Henriette eingetauscht wird.

Renan sagt: Der Glaube kann mit der aufrichtigen Geschichte nicht bestehen. Wir sagen, er kann mit der lügenhaften Geschichte sich nicht vereinigen. Denn Niemand ist wahr, als der seine Sünde bekennt. Aber das Wort Sünde kommt im „Leben Jesu von Renan" kaum vor. Als die Schlange zu Eva gesagt: Ihr werdet sein wie Gott und unterscheiden zwischen Gutem und Bösen, traf der Widerspruch auf der Stelle ein. Denn das erste Resultat der neuen Erkenntniß war ihre eigene Blöße und die erste That der Griff nach dem Feigenblatt, sie zu bedecken. Sie verhüllten sich, indem sie die Blößen bekannten. Renan und Genossen schreiben ihre Bücher, um ihre Blöße zu verleugnen. Eine verleugnete Blöße ist aber keine aufrichtige Geschichte. Das Wesen kommt mit dem Willen in Widerspruch. Der Hochmuth, der sich nicht schämen will, wird durch sich selbst beschämt. Die Wahrheit des Wissens fällt wegen des Nichtwissens der Wahrheit in's Gericht. Sie wollten Weise sein und sind zu Narren geworden, die sich die Augen zuhalten, daß man sie nicht sehe. Wie wollen sie, ahmen wir einen Satz von Renan nach, vor den armen Leuten die Miene der „Sündlosigkeit und aufrichtigen Wissenschaft" annehmen, wenn man eine solche Verbergung, soviel Risse, entstellte Citate und Coulissen hinter sich hat. Wie schade um die mühsam durchsuchten Bücher. Quod curiositate cognoverint, superbia amiserunt! (Was sie durch Nachspüren gelernt haben könnten, ging ihnen durch Hochmuth verloren.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.